



LESEPROBE

**CHASING
THE
BOOGEYMAN**

ROMAN

RICHARD CHIZMAR



Band 14

Erschienen im
buchheim
VERLAG

- Leseprobe -



Illustriert von
Vincent Sammy

Aus dem Amerikanischen von
Christian Jentzsch

Grimma
Buchheim Verlag
2022

Deutsche Erstausgabe
Limitiert auf 999 Exemplare

© 2022 Buchheim Verlag, Olaf Buchheim, Grimma
Alle Rechte vorbehalten

Cover & Illustrationen: Vincent Sammy
Lektorat: Dr. Frank Weinreich
Satz im Verlag

www.buchheim-verlag.de
www.cemeterydancegermany.com

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

CHASING THE BOOGEYMAN

Copyright © 2021 by Richard Chizmar
Publication has been arranged by
Jenny Meyer Literary Agency, Brooklyn, NY 11201, USA,
on behalf and in conjunction with
Nelson Literary Agency, Denver, CO 80202, USA.



*Für Kara.
Schon wieder.*

ANMERKUNG FÜR DIE LESER

Chasing the Boogeyman ist eine erfundene Geschichte und ebenso eine Hommage an meine Heimatstadt und meine Leidenschaft für wahre Verbrechen. Einige der Schilderungen direkt aus dem Leben wurden durchaus von meiner persönlichen Vergangenheit inspiriert, doch andere Ereignisse und wirkliche Personen, Orte und Publikationen werden fiktiv eingesetzt und um in diesem Krimi für Wirklichkeitsnähe zu sorgen. Andere Namen, Figuren, Schauplätze, Publikationen und Ereignisse entspringen unmittelbar meiner Fantasie, die zugegebenermaßen manchmal kein sehr schöner Ort ist, um darin beheimatet zu sein.

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort von James Renner	XIII
Einleitung »Welche Sorte Monster macht so etwas?«	1
Eins Die Stadt	11
Zwei Das erste Mädchen	41
Drei Kacey	67
Vier Wachsender Argwohn	95
Fünf Juli	121
Sechs Das Haus der Schaufensterpuppen	153
Sieben Maddy	173
Acht Der Boogeyman	199
Neun Oktoberland	225
Zehn Nachwirkungen	253
Elf Mahnmale	263
Zwölf Schrotflintensommer	271
Dreizehn Fragen	277
Vierzehn 2. April 1989	309
Nachwort September 2019	311
Anmerkungen des Autors	369
Danksagungen	373

VORWORT

JAMES RENNER

Ich schreibe über Verbrechen und manchmal verfolge ich Serienmörder durchs Land. Die Hörner habe ich mir in diesem Metier als Enthüllungsjournalist für die *Free Times* in Cleveland zu einer Zeit abgestoßen, als im Westteil der Stadt junge Frauen verschwanden. Wir wussten alle, dass ein Mörder in unserer Mitte war, aber niemand vermochte ihn zu fassen. Ich verbrachte einen Monat mit der Recherche der Fälle der Opfer Amanda Berry und Gina DeJesus. Einer von Amandas Ex-Freunden kam als Täter infrage, aber die Polizei hatte keine Beweise. Dann, eines Tages im Jahr 2013, als ich meinem Sohn gerade dabei zusah, wie er im Turnunterricht Purzelbäume schlug, erhielt ich eine SMS von einer alten Quelle im Cleveland Police Department – Amanda und Gina wurden gerade aus einem Haus im Westteil der Stadt befreit. Und noch eine dritte Frau. Noch vor dem Ende des Tages wurde Ariel Castro verhaftet. Als ich daraufhin noch einmal meine Notizen durchsah, fand sich darin auch Castros Name. Seine Tochter war die letzte Person, die vor deren Entführung bei Gina gewesen war. Mein Herausgeber hatte mich gebeten, sie nicht zu befragen, weil sie zur Zeit des Verbrechens noch minderjährig war. Ich werde mich immer fragen, was wohl passiert wäre, wenn ich nicht auf ihn gehört hätte.

In dem Sommer nach Castros Verhaftung machte ich mit meiner Familie Urlaub in Ocean City, Maryland. Ich brauchte eine Pause von allem und hatte die Absicht, mich in einige Romane von Stephen King und John Irving zu vertiefen, während meine Kinder Sandburgen am Strand bauten. Zur Einrichtung der Ferienwohnung gehörte auch ein alter Esszimmertisch, der gruselig wackelte, und am zweiten Tag war ich motiviert genug, das Wackeln zu beheben. Ich durchforstete die

Bücherregale des Besitzers nach einem Taschenbuch von der richtigen Dicke und stieß auf diese Weise auf ein sonnenverblichenes Exemplar von Richard Chizmars *Chasing the Boogeyman*, ein Buch über ein wahres Verbrechen. Ich blätterte darin herum und hatte den Tisch kurz darauf vergessen. Bis zum Abendessen war ich geradezu besessen von den im Buch enthüllten Einzelheiten und den grausigen ungelösten Mordfällen, die das Städtchen Edgewood im Jahre 1988 erschütterten. Um Mitternacht war ich damit fertig.

Bei unserer Abreise nahm ich *Chasing the Boogeyman* mit. Das war wohl ein Diebstahl, aber ich dachte mir, dass dies ein weit besseres Schicksal für das Buch sei, als dafür zu sorgen, dass ein Tisch nicht mehr wackelt. Zu Hause angelangt, stöberte ich ein wenig im Internet herum, weil ich wissen wollte, ob sie den Kerl je geschnappt hatten, aber ich fand nur ein paar alte Artikel bei LexisNexis. Keine Aktualisierungen innerhalb der letzten zehn Jahre. Zu meiner Überraschung fand ich jedoch heraus, dass Chizmar selbst Herausgeber geworden war, tatsächlich sogar mit einigen Titeln von Stephen King im Programm. Ich hatte sogar noch eine alte Ausgabe seines Magazins *Cemetery Dance* aus meiner Zeit am College und im Impressum waren seine Kontaktdaten aufgeführt.

Aus einer Laune heraus schickte ich Chizmar eine E-Mail: *Irgendwelche neuen Entwicklungen im Boogeyman-Fall?* Ich machte ein Foto von meinem stibitzten Exemplar seines Buchs, schickte es als Anhang mit und gab meine Telefonnummer an. Fünf Minuten später klingelte es. Chiz war dran. Ich glaube, in jener Nacht haben wir uns zwei oder drei Stunden lang über die Morde unterhalten. Über zwanzig Jahre danach konnte er sich noch an jede Einzelheit und alle Quellen erinnern, mit denen er gesprochen hatte. Es war immer noch eine Obsession, wurde mir klar. Ich hatte vorgehabt, ein Feuilleton zu schreiben über seine Bemühungen, als junger Mann den Mörder zu finden, doch andere Artikel über aktuellere Fälle waren dazwischengekommen.

Dann kam dieser Morgen im September 2019, als ich sah, dass »Boogeyman« auf Twitter trendete. Ich klickte auf den Link in dem

Glauben, es sei eine Promotion für einen neuen Horrorfilm, da ein Teil von mir bestrebt war, mir keine allzu großen Hoffnungen zu machen. Doch es ging tatsächlich um die Edgewood-Morde. Als ich den Namen des Mannes las, den die Polizei soeben verhaftet hatte, überlief es mich kalt. Es war die letzte Person, die ich verdächtigt hätte.

An jenem Tag ging Chizmar nicht ans Telefon und auch den Rest der Woche nicht. Die Einzelheiten entnahm ich Carly Albrights Aktualisierungen in der *Washington Post*. Ein spürbares Gefühl der Erleichterung lag in der Luft und es erinnerte mich an die Zeit der Verhaftung des Golden State Killers. Wenn schließlich entgegen aller Wahrscheinlichkeit ein Monster gefasst wird, fühlt es sich an wie Magie. Der Autor J. R. R. Tolkien hatte ein Wort für dieses Gefühl – *Eukatastrophe*. Das Gegenteil einer Katastrophe und umso wichtiger, weil noch seltener.

Ich warte auf Richard Chizmars abschließende Worte in dieser Angelegenheit. Ich habe gehört, er habe den Mörder tatsächlich im Gefängnis interviewt, und ich war ziemlich neugierig, zu hören, was er herausgefunden hat. Also ist es eine große Ehre für mich, gebeten zu werden, das Vorwort zu dieser längst überfälligen finalen Auflage seines Buchs zu verfassen.

Doch wenn ich irgendetwas aus Chizmars Reise gelernt habe, dann, dass am Ende Geduld und Hoffnung über das Böse und die Gleichgültigkeit triumphieren. Fast immer. Ich hoffe, Sie stimmen mir da zu.

– James Renner, 3. März 2020

James Renner ist der Autor von *True Crime Addict*, dem kontroversen Buch über das Verschwinden von Maura Murray, sowie der Romane *The Man from Primrose Lane* und, gerade erst erschienen, *Muse*. Renner hat als Polizeireporter in Cleveland angefangen und moderiert gegenwärtig den Podcast *Philosophy of Crime*.

»WELCHE SORTE MONSTER MACHT SO ETWAS?«

Als ich damit anfang, Zeitungsartikel über die tragischen Ereignisse, die sich im Sommer und Herbst 1988 in meiner Heimatstadt Edgewood in Maryland abspielten, auszuschneiden und mir Notizen darüber zu machen, verschwendete ich keinen Gedanken daran, diese sporadischen Beobachtungen eines Tages zu einem richtigen Buch zu verarbeiten.

Vielen meiner engsten Freunde und Kollegen fällt es sehr schwer, zu glauben, dass all dies wahr ist, aber ich gelobe, dass es sich so verhält.

Vielleicht hatte *irgendetwas* tief im Untergeschoss meines Unterbewusstseins eine leise Ahnung, es könnte sich eine erzählenswerte Geschichte daraus ergeben, aber der bewusst denkende Teil von Rich Chizmar, einem jugendlich frischen Zweiundzwanzigjährigen – der an einem Nachmittag Anfang Juni seine spärlichen Habseligkeiten (darunter auch meinen geliebten Apple-Macintosh-Computer, den ich immer noch in Monatsraten abbezahle) in den Kofferraum und auf die Rückbank seines lehmbräunen Toyota Corolla lud und dann auf der I-95 nach Norden zu seinem Elternhaus an der Ecke Hanson und Tupelo Road fuhr –, der hatte keinen blassen Schimmer.

Ich wusste nur Folgendes: Drei Tage zuvor wurde nur ein paar Blocks von dem Haus entfernt, in dem ich aufgewachsen war, eine junge Frau mitten in der Nacht aus ihrem Schlafzimmer entführt. Am nächsten Morgen war ihr verstümmelter Leichnam in einem nicht weit

entfernten Waldstück aufgefunden worden. Die örtliche Polizei hatte keinen Verdächtigen.

Den größten Teil dieser Informationen entnahm ich zwei Zeitungsartikeln und den Abendnachrichten. Anfangs waren die Reporter noch angemessen vage in Bezug auf den Zustand der Leiche des Mädchens, aber der Onkel eines alten Freundes war Sheriff im Harford County und spuckte sämtliche grausigen Einzelheiten aus. »Du lieber Gott, Rich. Welche Sorte Monster macht so etwas?«, hatte mein Freund gefragt, als ob mich mein lebenslanges Interesse am Makabren zu einem Experten für Verhaltensstörungen machte.

An jenem Tag hatte ich keine Antwort für ihn und jetzt, über ein Jahr später, habe ich immer noch keine. Nennen Sie mich naiv, aber ich glaube, manche Dinge sind einfach nicht dafür bestimmt, verstanden zu werden. So vieles am Leben – und am Tod – ist ein Rätsel.

Mein Vater war wie üblich die Ruhe in Person, als wir uns am Abend vor meiner Heimfahrt am Telefon unterhielten – ihn interessierte in erster Linie, was ich am ersten Abend zu Hause essen wollte, damit er die entsprechenden Lebensmittel auf der Verpflegungsstelle einkaufen konnte –, aber meine Mutter war vollkommen aufgelöst. »Wir kennen die Gallaghers seit über 20 Jahren.« Ihre Stimme überschlug sich, so überwältigt war sie von ihren Gefühlen. »Sie sind kurz nach uns hergezogen. Joshua war noch ein Säugling und die arme Natasha noch gar nicht geboren. Du solltest mal bei Josh anknöpfen, wenn du nach Hause kommst. Ich kann mir nicht vorstellen, wie es sich anfühlen muss, eine kleine Schwester zu verlieren ... und dann auch noch auf diese Art. Oder kannst du das? Du gehst doch mit uns zur Beerdigung, oder? Du und Josh, ihr habt zusammen euren Abschluss gemacht, nicht?« Und immer so weiter.

Ich versicherte ihr, nein, ich könne mir nicht vorstellen, eine kleine Schwester zu verlieren (dabei spielte es überhaupt keine Rolle, dass ich das jüngste der Chizmar-Kinder war und daher keine kleine Schwester hatte; darum ging es eindeutig nicht). Und ja, natürlich würde ich mit ihnen zur Beerdigung gehen, und ja, Josh und ich hatten unseren

Abschluss im selben Jahr gemacht, obwohl wir nicht befreundet und in verschiedenen Cliques gewesen waren.

Trotz meines noch relativ jugendlichen Alters war ich schon auf gutem Weg, ein abtrünniger Katholik zu werden, aber meine Verwandten waren so fromm, wie man es nur sein kann, vor allem meine Mom. Wann immer die Welt litt – ein starkes Erdbeben in Asien, Überflutungen in Südamerika, ein entfernter Cousin zweiten Grades mit der Diagnose eines behandelbaren Tumors; es spielte keine Rolle, wie nahe oder fern –, litt meine Mutter mit jedem einzelnen Opfer mit. So ist sie schon immer gewesen.

An dieser Stelle der Unterhaltung beinahe völlig außer Atem, fuhr Mom fort, mir mitzuteilen, sie und Norma Gentile, unsere ältere Nachbarin, seien in der letzten Woche jeden Morgen zur Messe gegangen, um für die Gallagher-Familie zu beten. Außerdem hätten sie ihnen eine Platte mit gebratenem Hühnchen und Krautsalat gebracht, um ihre Unterstützung zu bezeugen. An dieser Stelle hörte ich die gedämpfte Stimme meines Vaters im Hintergrund, der meine Mutter dafür schalt, dass sie mich so lange am Telefon aufhielt, und sie schalt ihn sofort mit einem nachdrücklichen »Ach, sei doch still« zurück. Wieder am Apparat, entschuldigte sie sich dafür, dass sie so aufgeregt sei und mir die Ohren vollquatsche, um dann zu verkünden, so etwas sei in Edgewood noch nie zuvor passiert. Bevor ich zu einer Antwort ansetzen konnte, wünschte sie mir eine gute Nacht und legte auf.

Spät am nächsten Nachmittag, als ich mit meinem überladenen Toyota von der I-95 ab- und zur Hanson Road fuhr, wiederholte die Nachrichtensprecherin im Radio die Behauptung meiner Mutter praktisch wortwörtlich. In einer Stadt wie Edgewood hatte es schon immer reichlich Verbrechen gegeben – Körperverletzung, Einbruch, Diebstahl, jede Menge Drogenvergehen und ab und zu auch einen Mord –, aber niemand konnte sich an etwas auch nur annähernd so Gewalttätiges oder Verderbtes erinnern. Es sei beinahe so, behauptete die Reporterin, als wäre ein unsichtbarer Schalter betätigt worden und wir existierten jetzt an einem anderen Ort und in einer anderen Zeit.

Unsere kleine Stadt habe den Rest ihrer verbliebenen Unschuld verloren.

Neben mir auf dem Beifahrersitz lag an jenem Tag mein Diplom von der University of Maryland School of Journalism; immer noch in der Versandröhre, in der das College die Urkunde verschickt hatte. Ich hatte mir nicht die Mühe gemacht, einen Rahmen dafür zu kaufen. Zur Enttäuschung meiner Eltern hatte ich mir nicht einmal die Mühe gemacht, bei meiner Abschlussfeier früher im Monat die Bühne zu betreten.

Nach viereinhalb scheinbar endlosen Jahren hatte ich genug von Schulbildung. Es war an der Zeit, in die wirkliche Welt hinauszugehen und *etwas* mit mir anzufangen.

Was dieses Etwas war, wusste ich nicht mit Sicherheit.

Im Laufe der letzten Jahre hatte ich einen Aktenordner voller Zeitungsartikel veröffentlicht, hauptsächlich in meiner College-Zeitung in der Sparte Sport, und eine Handvoll mit Themen von öffentlichem Interesse. Ein paarmal hatte ich Glück gehabt und es geschafft, etwas in Harford Countys Wochenblatt *The Aegis* (zwei Mal) und in der *Baltimore Sun* (ein Mal) unterzubringen. Als lebenslanger Fan der Baltimore Orioles war ich besonders stolz auf den Earl-Weaver-Artikel, den ich für die *Sun* geschrieben hatte. Anders als das Diplom war er ordentlich gerahmt und sorgfältig eingepackt und lag auf der Rückbank meines Wagens.

Bewaffnet mit einer beeindruckenden Sammlung von Ausschnitten und dem druckfrischen Abschluss in Journalismus, sollte man also meinen, ich hätte es kaum erwarten können, mich zu Hause einzurichten und sofort eine aggressive Jobsuche zu starten.

Und man hätte sich geirrt.

Denn sehen Sie, irgendwann, zwischen all den Unterrichtsstunden in stickigen Seminarräumen darüber, wie man einen richtigen Vorspann schreibt, wann man eine ungenannte Quelle verwendet und wie man ein unwilliges Gegenüber interviewt, hatte ich mich Hals über Kopf in eine andere Form des Schreibens verliebt. Die Art, die mit

sehr viel weniger Regeln auskam und bei der einem keine gestressten Chefs ins Ohr brüllten: »Mach endlich voran, Chizmar, wir müssen in Druck gehen!«

Stimmt genau, ich rede über das Verderben für die Existenz jedes richtigen Journalisten – die kunterbunte Peter-Pan-Welt der Illusion: Fiktion.

Aber, Moment mal, es ist sogar noch schlimmer. Ich rede von *Genre-Fiktion*. Von Crime, Mystery, Suspense und dem schwärzesten Schaf von allen: Horror.

Ich hatte bereits ein halbes Dutzend Kurzgeschichten an kleine Printmedien im ganzen Land verkauft. An Magazine mit illustren Namen wie *Scifant*, *Desert Sun*, *StarSong* und *Witness to the Bizarre*. Magazine mit Auflagen im niedrigen bis mittleren dreistelligen Bereich, die oft schlampig zusammengeheftet und mit schmerzlich amateurhaften Schwarz-Weiß-Grafiken auf dem Cover in meinem Postfach landeten. Magazine, die einen Cent pro Wort bezahlten, wenn man Glück hatte, aber oft auch gar nichts.

Als weiteren Beleg für jugendlichen Unverstand und Übermut war ich in meiner Liebesaffäre mit der Genre-Fiktion noch einen Schritt weitergegangen, indem ich kürzlich die Gründung meines eigenen Horror- und Suspense-Magazins angekündigt hatte, einer ambitionierten, vierteljährlich zu erscheinenden Publikation mit dem bestenfalls fragwürdigen Titel *Cemetery Dance*. (Gestohlen vom Titel der zweiten von mir verfassten Kurzgeschichte, für die ich Komplimente von ungefähr einem Dutzend Herausgebern hinsichtlich des atmosphärischen Titels und genau null Komplimente hinsichtlich der Qualität der Geschichte an sich erhalten hatte.) Die Premierenausgabe von *Cemetery Dance* war für einen Termin in wenigen Monaten angesetzt – Dezember 1988 – und wie üblich waren bei mir die Augen wieder größer als der Mund gewesen. Eine entsetzliche Menge langer Tage und langer Nächte vollgepackt mit Learning by Doing erwarteten mich.

Doch zuerst kam der schwierige Teil – meinen altmodischen, regelkonformen, konservativen Eltern zu erklären, dass ich nicht einmal

die Absicht hatte, einen Lebenslauf zu schreiben, geschweige denn mir eine richtige Arbeit zu suchen. Stattdessen schwebte mir ein anderer Masterplan vor: Zuerst würde ich mich wieder in meinem alten Kinderzimmer im ersten Stock meines Elternhauses einnisten. Dann würde ich die nächsten sieben Monate damit verbringen, an den meisten Abenden mit ihnen am Esstisch zu sitzen, mich auf meine bevorstehende Heirat vorzubereiten (und den anschließenden Umzug nach Baltimore City, sodass Kara, meine zukünftige Braut, ihr Grundstudium an der Johns Hopkins University beenden konnte, um anschließend eine Ausbildung zur Physiotherapeutin zu machen und so dafür zu sorgen, dass wenigstens einer von uns schließlich ein geregelter Einkommen haben würde) und ansonsten in Jogginghose oder im Pyjama herumzulungern, während ich an meinem kleinen Magazin arbeitete und Geschichten über böse Menschen und Monster schrieb.

Wir reden hier von einem todsicheren Plan, richtig?

Zum Glück erwiesen sich meine Eltern sehr bald als Heilige auf einer ganz neuen Ebene (das sind sie auch heute noch), und aus der intelligenten Menschheit unbekanntem Gründen erklärten sie sich mit meinem Plan einverstanden und verliehen so ihrem unerschütterlichen Glauben an mich Ausdruck.

Also, jetzt wissen Sie Bescheid ... So kam es, dass ich mich im Frühsommer 1988 hinter meinem Schreibtisch unter einem Fenster mit Blick auf den Rasen neben dem Haus wiederfand, in dem ich aufgewachsen war. Jedes Mal wenn ich von meinem Computerbildschirm aufsaß und einen Blick nach draußen warf, stellte ich mir die Geister meiner Kindheitsfreunde vor, wie sie mit nacktem Oberkörper johlend und lachend über den Rasen liefen und im schwankenden Schatten der großen Trauerweide verschwanden, in deren dürren Zweigen so viele von unseren zusammengeleimten Wiffleballs hängen geblieben waren und die viele Stunden lang kühlenden Schatten gespendet hatte, in dem man mit Murmeln spielen, Pizzasandwiches essen und Baseballkarten tauschen konnte. Unter diesem Baum hatte ich als Elfjähriger sogar

mein erstes Mädchen geküsst. Sie hieß Rhonda und ich habe sie nie vergessen.

Doch das war die Vergangenheit und so rosa und lieblich nostalgisch diese Bilder meine Tagträume auch färbten, ging mir doch sehr schnell auf, dass das Hier und Jetzt ein glänzendes neues Geschenk war, das nur darauf wartete, geöffnet zu werden.

Während sich auf dem Bildschirm die Worte aneinanderreiheten, fühlte sich meine Entscheidung, wieder nach Hause zu ziehen, mit jedem schwülen Tag, der verstrich, immer richtiger in meinem tiefsten Innern an. Als erfüllte sich irgendeine Vorherbestimmung – und offen gestanden überraschte mich das. Als Kara – eine quirlige, geduldige grünäugige Schönheit (die zufälligerweise auch aus einer großen, in Edgewood ansässigen Familie stammte) – ursprünglich angeregt hatte, ich könnte für die Monate bis zu unserer Hochzeit wieder zu meinen Eltern ziehen, hatte ich gedacht, sie hätte den Verstand verloren. Ich liebte meine Eltern von ganzem Herzen, aber seit ich siebzehn war, seit fünf Jahren, hatte ich nicht mehr länger als höchstens eine Ferienwoche am Stück zu Hause gewohnt. Ich schleppte legitime Befürchtungen mit mir herum, wir drei könnten einander in den Wahnsinn treiben, wenn wir wieder unter einem Dach wohnten, und meine Mutter könnte sogar ihr Heil darin suchen, mich eines Abends beim Essen zu vergiften.

Doch zum Glück verfügte Kara über eine messerscharfe Intuition, die gut zu ihrem Millionen-Dollar-Lächeln passte – und wie es in den nächsten Jahren zur Routine werden sollte, behielt sie mit allem recht.

Die sieben Monate, die ich in der Hanson Road verbrachte, waren genau das, was ich brauchte. In gewisser Weise bildeten sie für mich eine Brücke zum Erwachsensein – und sowohl zu dem Guten als auch dem Schlechten, das damit einherging.

Zum einen das Gute: Ich arbeitete hart in der behaglichen Stille meines alten Kinderzimmers und wurde besser in meinem Gewerbe. Resultat waren eine Handvoll verkaufter Geschichten und die erste Ausgabe von *Cemetery Dance*, die pünktlich und unter Einhaltung

des Budgets erschien und sich als mäßiger Erfolg erwies. Außerdem begegnete ich Leuten, die ich seit Jahren nicht mehr gesehen hatte, und ließ alte Freundschaften neu aufleben. In jenem Sommer half ich meinem Vater dabei, den Rasen zu mähen und die Hecken zu schneiden, und im Herbst, die Blätter zu harken und die Regenrinne zu säubern. Wir bastelten in der Werkstatt in seiner Garage und sahen uns Spiele der Orioles im Keller an, während wir uns Pappteller mit Käse und Crackern und eiskalte Coors-Sixpacks teilten. Ich sah zu, wie die Badezimmerwaage dank der Kochkünste meiner Mutter immer höher ausschlug, und das Gelächter meiner Eltern, die sich in der Dunkelheit ihres Schlafzimmers Sitcoms im Fernsehen ansahen, wurde zu meinem nächtlichen Schlaflied.

Aber dann war da auch das Schlechte. Das unvorstellbar, unbeschreiblich Schlechte, das über all diesen wunderbaren Erinnerungen schwebte wie ein zorniger, schiefergrauer Himmel voller Gewitterwolken: vier unschuldige junge Frauen ermordet. Vier Familien auseinandergerissen. Und eine Stadt in der Geiselhaft eines gesichtslosen Wahnsinnigen, eines Monsters weit bösser und beängstigender als alles, was ich mir in meinen Geschichten ausdachte.

Für eine kurze Zeit, nicht lange nach dem dritten Mord, versuchte ich mir einzureden, dass ich keines der ermordeten Mädchen so gut kannte, nicht wirklich. Aber es spielte keine Rolle – und ich wusste es. Sie waren unsere Nachbarn. Sie waren Freunde von Freunden, Geschwister von Freunden oder in manchen Fällen Kinder von Freunden. Und sie stammten aus Edgewood. Dem Ort auf der Welt, den ich am besten kannte und am meisten liebte.

Seitdem habe ich viel Zeit gehabt, darüber nachzudenken – etwas mehr als eineinhalb Jahre, um genau zu sein –, und ich glaube, die Frau im Radio an jenem Juninachmittag hatte recht, als sie sagte, wir erlebten den Verlust unserer Unschuld. Nach allem, was passiert war, fühlte es sich an, als könnten wir nie wieder zurück zu dem, was vorher war.

Und vielleicht sollten wir das auch gar nicht.

Vielleicht geht es darum beim Trauern: niemals zu vergessen, was wir verloren haben.

Ich kann nicht erklären, wie oder warum alles so passiert ist, dass die Morde zeitlich mit meiner Rückkehr in die Hanson Road zusammenfielen. Ich weiß nicht, ob es Schicksal war (wie es viele in meinem Leben gern glauben würden) oder einfach nur Pech. Letzten Endes spielen die Gründe keine Rolle.

Ich *war* da.

Ich war Zeuge.

Und irgendwie wurde die Geschichte des Monsters zu meiner eigenen.

- *Richard Chizmar, 20. Juni 1990*

EINS

DIE STADT

»Auf diesen langen, langsamen, atemlosen Spaziergängen über den Kies der Einfahrt begann ich irgendwann damit, meinen Freunden unheimliche Geschichten zu erzählen ...«

1

Bevor ich zum Boogeyman und seiner Schreckensherrschaft im Sommer und Herbst des Jahres 1988 komme, möchte ich Ihnen etwas über die Stadt erzählen, in der ich aufgewachsen bin. Es ist wichtig, dass Sie ein klares Bild von ihr – und den Menschen, die darin leben – vor Augen haben, wenn Sie die anschließende Geschichte lesen, damit Sie genau nachvollziehen können, was wir alle dort verloren. Es gibt ein Zitat von John Milton, an das ich oft denke, wenn ich durch die Straßen meiner Heimatstadt fahre: *»Einmal verlorene Unschuld kann nie mehr zurückgewonnen werden. Einmal geschaute Finsternis kann nie mehr verloren werden.«*

Für die Einwohner von Edgewood war dies unsere Zeit der Finsternis.

2

Ich glaube, die meisten Kleinstädte haben zwei Gesichter: ein öffentliches, das aus verifizierbaren Fakten, historischen

Ereignissen, Bevölkerungszusammensetzung sowie wirtschaftlichen und geografischen Daten besteht, und ein verborgenes, erheblich privateres, bei dem es sich um ein fragiles Spinnennetz aus Geschichten, Erinnerungen, Gerüchten und Geheimnissen handelt, die von Generation zu Generation im Flüsterton von jenen weitergegeben werden, die die Stadt am besten kennen.

Edgewood, Maryland, vierzig Kilometer nordöstlich von Baltimore im südlichen Harford County gelegen, war keine Ausnahme. Mitten am oberen Rand einer Halbinsel in Form eines auf der Spitze stehenden Dreiecks angesiedelt, dessen Seiten die Chesapeake Bay im Süden, der Gunpowder River im Westen und der Bush River im Osten bildeten, waren in Edgewood ursprünglich eine Reihe von Native Americans beheimatet; vor allem die Stämme der Powhatan und Susquehannock. Captain John Smith gehörte zu den Ersten, die den Bush River befuhren, und nannte die Ansiedlung nach seiner geliebten Heimatstadt in England »Willowbyes Flu«. Im Jahre 1732 wurde am Ufer des Flusses das Presbury Meetinghouse als eine der ersten Methodistenkirchen Amerikas errichtet.

Ein 1835 in der Gegend verlegtes Schienennetz sorgte für den Transport landwirtschaftlicher Erzeugnisse zu den lokalen Märkten, und die Ausweitung der Eisenbahn in der Mitte der 50er-Jahre des 19. Jahrhunderts lieferte die Grundlage für die Entwicklung der Stadt Edgewood. Die hölzerne Eisenbahnbrücke über den nahen Gunpowder River wurde im April 1861 im Zuge der Zusammenstöße in Baltimore niedergebrannt und im Juli 1864 ein zweites Mal von konföderierten Soldaten.

Obwohl die ständige Bevölkerung von Edgewood im Jahre 1878 nicht mehr als drei Dutzend zählte, trugen die Eisenbahn und das blühende Ackerland ringsum dazu bei, dass die Stadt schließlich wuchs. Nach kurzer Zeit gab es neue Häuser in Hülle und Fülle, darunter auch eine Reihe extravaganter Residenzen, viele davon von Geschäftsleuten errichtet, die täglich mit dem Zug nach Baltimore pendelten. Bald darauf kamen eine Schule, ein Postamt, ein Hotel, ein

Gemischtwarenladen und eine Schmiede innerhalb der Stadtgrenzen dazu.

Außerdem erfreute sich der Bahnhof von Edgewood gesteigerter Beliebtheit wegen seiner Nähe zu wertvollen Jagdgründen für zahlreiche Wasservogelarten. Schon bald reisten vornehme Jäger aus so weit entfernten Städten im Nordosten wie New York und Boston nach Edgewood, um an der Jagd teilzunehmen. General George Cadwalader, ein schillernder Kriegsheld und angesehener Anwalt in Philadelphia, erwarb nach und nach große Grundstücke mit einer Fläche von insgesamt über dreitausend Hektar in der Gegend und lud zahlungskräftige und einflussreiche Freunde zu Besuch ein. Er vermietete am Wasser gelegene Grundstücke an verschiedene Jagdklubs und errichtete mehr als ein Dutzend Farmen auf dem Gelände. Schwer arbeitende Pachtbauern zahlten Cadwalader einen hohen Prozentsatz ihrer jährlichen Ernteerträge.

Eine weitere prominente Figur in Edgewoods Gründerzeit war Herman W. »Boss« Hanson, ein wohlhabender Gentleman-Farmer und langjähriges Mitglied des Abgeordnetenhauses von Maryland; ein gewiefter Geschäftsmann. Tomaten waren das profitabelste Erzeugnis seiner Gesellschaft und es gab eine Zeit, als er vier Konservenfabriken in der Gegend betrieb und die komplette Tomatenernte der dort ansässigen Farmer kaufte, um die Nachfrage befriedigen zu können. Die Dosenfrüchte wurden unter dem Markennamen Queen Brand vertrieben und im ganzen Land und schließlich sogar in Übersee verkauft.

Das einzige echte Drama in der Geschichte der Stadt bis hierher ereignete sich im Sommer 1903, als eine Gruppe bewaffneter Gesetzloser versuchte, einen Zug mit Lohngeldern auszurauben, der im Bahnhof der Stadt Station machte. Es kam zu einer heftigen Schießerei mit den örtlichen Gesetzeshütern, in deren Verlauf zwei der Beamten, ein Zivilangestellter und alle sechs Banditen den Tod fanden. Ein Reporter einer Lokalzeitung zählte mehr als 250 Einschusslöcher in den Wänden des Bahnhofs. Zum Glück waren derartige Gewaltausbrüche selten in der immer noch ländlichen Kleinstadt.

Ein kurzes Stück weiter die Schienen entlang befand sich Magnolia Station, benannt nach den reizenden Magnolienbäumen, die dort blühten und gediehen. Direkt gegenüber vom Bahnhof lag Magnolia Meadows, ein beliebtes Ziel für Picknicks, Freiluftveranstaltungen und Ausflugsgesellschaften aus Baltimore. Ein geräumiger Pavillon in dem Wäldchen wurde für Tanzveranstaltungen und Hochzeiten benutzt und im frühen 20. Jahrhundert gab es in Magnolia ein Postamt, eine Kirche, eine Schule, eine Konservenfabrik, einen Gemischtwarenladen, ein Schuhgeschäft und einen Barbier.

Das idyllische Leben der Bürger von Edgewood und Umgebung erfuhr im Oktober 1917 eine dramatische Veränderung, als die Regierung der Vereinigten Staaten sämtliches Land südlich der Eisenbahnlinie in Beschlag nahm und dort den Militärkomplex Edgewood Arsenal errichtete. Tausende Leute strömten in das Gebiet, um eine Reihe von Anlagen zu bauen, die den Zweck hatten, sich mit den verschiedenen Aspekten chemischer Waffen zu befassen. Die Regierung baute gewaltige Fabriken, um so toxische Chemikalien wie Senfgas, Chlorgas, Chlorpikrin und Phosgen zu produzieren. Man stellte dort sogar Gasmasken für Pferde, Esel und Hunde her. Die höchste Anzahl von Beschäftigten wurde im Juli 1918 mit 8.342 Zivilisten und 7.175 Militärangehörigen verzeichnet.

Während wohlhabende Einwohner wie General Cadwalader für ihren verlorenen Grundbesitz entschädigt wurden, erhielten Pachtbauern und Farmpächter keine derartigen Zahlungen. Eine ganze Reihe farbiger Bauern zog um und gründete eine kleine Gemeinde bescheidener Häuser im Gebiet von Magnolia namens Dembytown. An der Nordostgrenze von Dembytown wurden ein Gemischtwarenladen, ein Schulhaus mit zwei Klassenräumen und ein auffälliger Jazzklub namens Black Hole in Form dreier schmaler Schindelhäuser errichtet. Der Klub fiel 1920 unter mysteriösen Umständen einem Brand zum Opfer.

Durch die wachsende Militärpräsenz wandelte sich Edgewood rasch. Schulen, Häuser und eine Vielzahl von Geschäften entstanden neu auf dem Gebiet der Stadt. Der Zweite Weltkrieg brachte dann eine

weitere Welle Militärpersonal und Zivilisten in die Stadt, und in aller Eile wurde ein neuer, moderner Bahnhof gebaut, um den starken Zustrom von Menschen bewältigen zu können. Zusätzliche Kasernen für Zivilisten und Wohnhäuser außerhalb des Militärgeländes wurden an verschiedenen Stellen in Edgewood errichtet, darunter auch eine zehn Hektar große Siedlung namens Cedar Drive. Der Zustrom neuer Einwohner und die Fertigstellung der Route 40, einer vierspurigen Schnellstraße mitten durch die City, kurbelten die weitere wirtschaftliche Entwicklung an.

Edgewood Meadows, eine ausgedehnte Gemeinde von Einfamilienhäusern, wurde zu Beginn der 50er errichtet. Die Old Edgewood Road und die Hanson Road teilten die Gemeinde und bald darauf schossen in beiden Straßen Geschäfte aus dem Boden. Weiter südlich auf der Hanson Road entstand eine Siedlung mit erschwinglichen Mietwohnungen, die Courts of Harford Square, und verdrängte über vierzig Hektar fruchtbares Ackerland. Auf einem Grashügel oberhalb der neuen Siedlung stand das ursprüngliche, von Thomas Hanson zu Beginn des 19. Jahrhunderts gebaute »Hanson House«. Das große viktorianische Anwesen verfügte über einundfünfzig Fenster und sieben Giebel und war das erste Haus in Edgewood, das sich einer Innentoilette rühmen konnte. 1963 öffnete die Stadtbücherei von Edgewood auf der Hanson Road, gegenüber dem gut besuchten Acme-Supermarkt. Später im gleichen Jahr wurde die Ausfahrt Edgewood für die Interstate 95 freigegeben, wodurch infolge der besseren Verkehrsanbindung noch mehr neue Wohnviertel entstanden. Um dem Zustrom von Kindern und Jugendlichen in dem Gebiet gerecht zu werden, wurden auf einem über vierzig Hektar großen Gelände entlang der Willoughby Beach Road drei geräumige Schulen gebaut, eine Grundschule, eine Mittelschule und eine Highschool.

Doch auf jeden Aufschwung folgt unvermeidlich ein Niedergang – und in den Jahren nach dem militärischen Eingreifen der USA in Vietnam wurden eine Reihe von Waffentestprogrammen im Edgewood Arsenal entweder heruntergefahren oder gänzlich gestrichen. Truppen

und Zivilpersonal wurden zu anderen Basen entlang der Ostküste versetzt und nicht lange danach hatten zahlreiche abgelegene Bereiche im Edgewood Arsenal das Aussehen von Geisterstädten angenommen. Ein paar Jahre lang hielten sich hartnäckige Gerüchte, die Regierung plane die Eröffnung einer Schule für Fallschirmjäger auf dem geräumten Gelände, doch diese Pläne wurden nie verwirklicht.

Ende der 80er bedeckte die Gesamtheit der Gemeinden von Edgewood eine Fläche von annähernd 44 Quadratkilometern bei einer Gesamtbevölkerung von etwa 18.000 Menschen – 68 % Weiße, 27 % Afroamerikaner und 3,5 % hispanischer Abstammung. Das mittlere Haushaltseinkommen lag leicht unter dem landesweiten Durchschnitt bei 40.500 \$. Der durchschnittliche Haushalt hatte 2,81 Mitglieder und die durchschnittliche Familiengröße lag bei 3,21 Personen.

Das war das öffentliche Gesicht von Edgewood, Maryland.

3

Dies ist das Edgewood, das ich kenne und liebe:

Ich wuchs in einem bescheidenen zweistöckigen Haus mit grünen Läden und einer abschüssigen Einfahrt an der Ecke Hanson und Tupelo Road auf. Dieses Haus und die Gehwege, Straßen und Gärten ringsherum waren meine ganze Welt von der Zeit, als ich fünf Jahre alt war, bis ich mit siebzehn das Haus verließ, um aufs College zu gehen. Meine Eltern wohnen heute noch dort.

Ich war das jüngste von fünf Kindern – ich folgte den Fußstapfen von drei Schwestern (Rita, Mary und Nancy) sowie dem Ältesten der ganzen Bande, meinem Bruder John, und zwar mit einem Abstand von acht Jahren zur Nächstälteren. Mit anderen Worten: Ich war vermutlich ein Versehen. Tatsächlich habe ich meine Eltern nie gefragt, ob das der Fall war, habe es aber so oft von meinen Geschwistern gehört, dass ich es schon für wahr halte. So oder so hat es aber nie wirklich eine Rolle gespielt.

Mein Vater (Angehöriger der U. S. Air Force außer Dienst, ein stiller, schwer arbeitender Mann mit Anstand und Integrität) und meine Mutter (eine schwächliche fürsorgliche Frau allererster Ordnung und immer noch die ecuadorianische Schönheit, die mein Vater einst geheiratet hatte) bedachten ihre Kinder alle gleichermaßen mit Liebe, Verständnis und Geduld. Nun ja, beinahe. Ich muss zugeben, dass ich als Jüngster – und manche sagen Hübscheste –, aber vor allem Letzter des Chizmar-Clans, der noch unter ihrem Dach lebte, durchaus der Liebling meiner Eltern gewesen sein könnte.

Doch ich schweife ab.

Die weiß lackierte Haustür und das große Erkerfenster unseres Hauses blickten auf die Hanson Road, eine der verkehrsreichsten Straßen in ganz Edgewood. Das Schild direkt gegenüber erlaubte eine Höchstgeschwindigkeit von vierzig Stundenkilometern, doch nur wenige Fahrer hielten sich daran. Die rechte Seite unseres Hauses grenzte an die Tupelo Road, eine viel ruhigere Allee, die sich vom Tupel Court gegenüber bis zur Presbury United Methodist Church auf der Edgewood Road zog.

Ein kleiner überdachter Gang verband unser Esszimmer mit einer Einzelgarage, die der Rückzugsort meines Vaters war, sein Allerheiligstes. In meiner Kindheit war ich von diesem Ort abwechselnd eingeschüchtert und fasziniert. Aus irgendeinem Grund erinnerte er mich immer an die magische und chaotische Zaubererwerkstatt in dem Disneyfilm *Fantasia*. Eine schmale, selbst gezimmerte Werkbank nahm den Großteil einer Wand in Beschlag. Dutzende von Werkzeugen und Vorrichtungen, alle rätselhaft beschriftet und auf eine Weise organisiert, die ich bis heute nicht verstehe, hingen darüber so an einer Steckwand, dass praktisch jeder verfügbare Quadratzentimeter Platz belegt war. Rechts und links neben der Werkbank standen jeweils zwei würfelförmige Kastenregale an der Wand übereinander, die Reihen von kleinen Plastikschieberegalen enthielten; alle ordentlich beschriftet und mit Schrauben, Nägeln, Muttern und Unterlegscheiben in verschiedenen Größen gefüllt. An beiden Enden der Werkbank war jeweils ein großer

Schraubstock befestigt. Darunter waren ordentlich vorgeschchnittene Holzbretter, eine Reihe von Plastikeimern und eine alte Trittleiter untergebracht. Der restliche Platz der Garagenwände wurde von angelehnten Sperrholzbrettern, alten reparaturbedürftigen Möbeln und großen, gefährlich aussehenden Maschinen beansprucht: eine Tischsäge mit glänzenden Metallzähnen, ein Bandschleifer, eine Fräse und eine Standbohrmaschine. Für meine Freunde und mich ähnelten die Maschinen hoch entwickelten Folterwerkzeugen. Höher an den Wänden waren zahlreiche, ebenfalls selbst gefertigte Regale angebracht, die mit Pappkartons, Einmachgläsern und alten Kaffeedosen vollgestellt waren, allesamt mit Kreppband beklebt, in der Handschrift meines Vaters in Großbuchstaben beschriftet: **SEIL. KLEBEBAND. DRAHT. WINKEL. SCHELLEN. KUGELLAGER.** Mit anderen Worten für einen Achtjährigen der Stoff, aus dem die Magie ist.

Leider war der Rest des Hauses nicht annähernd so interessant. Eine kleine Küche, ein Esszimmer, ein Wohnzimmer und eine Diele bildeten das Erdgeschoss. Unter dem Erkerfenster stand eine antike Musiktruhe, in der die beeindruckende Jazzplattensammlung meines Vaters untergebracht war, und die Wände säumten mehrere Bücherregale aus Mahagoni. Das Sofa und der dazu passende Sessel waren unerklärlicherweise grün. Oben gab es drei Zimmer von bescheidener Größe und ein Badezimmer. Mein Zimmer befand sich am Ende des Korridors und seine Fenster schauten nach hinten und zur Seite raus. Es gab einen zu Überschwemmungen neigenden Keller mit dunkler Wandvertäfelung, einer Couchgarnitur, seinem und ihrem Lehnstuhl, einem schwarz-weißen Kaffeetisch aus Marmor, an dem mein Vater an den meisten Abenden Patienten legte, einem RCA-Fernseher und einer spektakulären handgeschnitzten Kuckucksuhr mitten an der Wand.

Einer meiner Lieblingsplätze im Haus war die große, geschützte hintere Veranda, die man durch eine Glasschiebetür im Esszimmer betrat. Ich habe unzählige Sommerabende auf dieser Veranda verbracht – mit dem Lesen von Comics und Taschenbüchern, dem Sortieren von Baseball- und Footballkarten oder mit Freunden und Brettspielen.

Meine Mutter pflegte dann einen Krug selbst gemachte Limonade und Schokokekse nach draußen zu bringen, die noch ganz warm und klebrig vom Backen waren, und dann kamen sich meine Freunde und ich wie die Könige der Welt vor. Außerdem feierten wir dort Pyjama-partys, wenn es warm genug war.

Trotz meiner frühen Liebe zum Lesen, ganz zu schweigen vom besessenen Anschauen von Gruselfilmen und Western im Fernsehen, war ich ein Draußen-Kind. Vom Tag unseres Einzugs an verbrachte ich unzählige Stunden unter der alterslosen Trauerweide, die in unserem Seitengarten Wache stand, und gab vor, der mit dem Cy-Young-Preis ausgezeichnete Jim Palmer von den Baltimore Orioles zu sein. Mit den Fersen meiner alten Turnschuhe zeichnete ich die Umrisse einer Werfermatte ins Gras und warf dann mit meiner typischen Bein-hoch-Ausholbewegung einen Fastball nach dem anderen auf einen Flecken nackter Betonmauer in gefährlicher Nähe zum Kellerfenster. Ich betrachte es immer noch als kleines Wunder, dass ich dieses Fenster nie eingeworfen habe, aber der grüne Fensterladen neben dem linken Fensterrand musste für meine jugendliche Arroganz teuer büßen. Von Hunderten Fehlwürfen – zu hoch und zu sehr auf den Körper meines imaginären rechtshändigen Schlagmanns gezielt – bis zur Unkenntlichkeit verbeult und ramponiert, klammerte er sich mit letzter Kraft und zwei verbogenen, rostigen Nägeln an die Hauswand. Dieser demolierte Fensterladen ist bis zum heutigen Tag ein heikles Thema zwischen meinem Vater und mir.

Der Gehweg parallel zur Hanson Road vor unserem Haus hatte dreiunddreißig Risse in verschiedenen Größen und Formen. Der Gehweg entlang der Tupelo Road besaß derer neunzehn. Ich kannte diese Gehwege wie meine Handrücken. Zwölf Jahre lang bin ich jeden Tag darauf gelaufen oder Skateboard oder Fahrrad gefahren. Als Kinder haben meine Freunde und ich Sprungschancen für unsere Fahrräder aus Betonklötzen und Holzbrettern gebaut, die wir auf Baustellen ergatterten oder aus der Werkstatt meines Vaters »borgten«. Meistens fuhren wir barbrüstig und ohne Helm. Einmal haben wir sogar einen

kleinen Jungen, der ein paar Blocks entfernt wohnte, dazu überredet, es mit verbundenen Augen zu tun. Das ging nicht gut aus und wir haben es nie wieder versucht. Manchmal erschwerten wir die Aufgabe, indem wir über Mülltonnen oder mit Gras und Blättern gefüllte Säcke springen mussten. Bei anderen Gelegenheiten legten wir uns nebeneinander auf den Gehweg hinter die Schanze und sprangen übereinander. Glauben Sie mir, wenn ich sage, dass der Gipfel blinder, pubertärer Gefolgschaftstreue darin besteht, auf einer glühend heißen Betonplatte auf dem Rücken zu liegen, die Arme an die Seiten gepresst und die Augen fest geschlossen, während Ihr idiotischer Freund, der sich wahrhaftig für Evel Knievel hält, auf einem Fahrrad über Sie hinwegspringt.

An einem Sommernachmittag bugsierte Melody, die ältere Schwester meines Freundes Norman – eine ernst zu nehmende Größe in der näheren Umgebung, weil sie bereits ihren Führerschein hatte und filterlose Zigaretten rauchte –, ihren Trans Am in die Einfahrt nebenan, stieg aus und flehte uns an, es sie auch einmal versuchen zu lassen. Nach anfänglichen Weigerungen gab Norm schließlich nach und lieh ihr sein hellgrünes Huffy-Rad im Chopper-Stil. Ich erinnere mich daran, als wäre es gestern passiert. David Bowie dröhnte aus den Lautsprechern des nachtschwarzen Trans Am, als Melody die Steigung die Tupelo Road hinauf erklimmte und erst am Hydranten an der Ecke Cherry Court kehrte um. Dann trat sie in die Pedale. Schnell. Zu schnell. Meine Freunde und ich standen mit vor Staunen offenem Mund am Randstein, als sie mit guten vierzig Stundenkilometern die Rampe erreichte und mindestens fünf, sechs Meter hoch durch die Luft flog, während die langen schmutzig blonden Haare hinter ihr flatterten wie das Cape einer Superheldin. Als die Reifen des Huffy mit lautem *Wack* landeten, jubelten wir alle, um rasch wieder zu verstummen, als die Reifen zu flattern und zu eiern begannen. Bevor noch jemand von uns eine Warnung rufen konnte, auf den Verkehr auf der Hanson Road aufzupassen, krachte das Fahrrad – an dem sich Melody mittlerweile verzweifelt festklammerte – gegen das Stoppschild an der Ecke und Melody wurde wie eine Strohpuppe auf den Gehweg

geschleudert. Geschlossen rannten wir in der Gewissheit hin, jetzt unsere erste Leiche zu sehen. Stattdessen stützte sie sich auf einen aufgeschürften Ellbogen, die gespreizten Beine und der rechte Unterarm eine einzige blutige Schürfwunde, und fing an zu lachen. Wir konnten es nicht glauben. Nicht nur war sie noch am Leben, sie hielt die ganze verdammte Sache auch noch für saukomisch. Ein klarer Fall von verfluchter Legende.

Norm war als Einziger unbeeindruckt. Wütend, weil der Rahmen seines Fahrrads – ein kürzliches Geburtstagsgeschenk von seinen Eltern – zu einer hässlichen und eindeutig irreparablen Brezelform verbogen war, ließ er eine anschauliche Schimpfkanonade los. Von der ich erst später hörte, denn ich muss zugeben, dass ich kaum etwas mitbekam. Vielmehr stand ich in meinem Seitengarten und starrte mit großen Augen auf die herrlich gebräunte Haut von Melodys nacktem Rumpf, der großflächig entblößt worden war, da ihr oranges Trägerhemd sich bei der Landung auf dem Gehweg hochschob und zerriss. Über ihrem flachen, glatten, sonnengebräunten Bauch konnte ich gerade noch den dunkelroten Streifen eines Spitzen-BHs erkennen, der die blasse Wölbung eines nackten Busens umschloss – die ersten Brüste im Büstenhalter, die dieser neunjährige Junge im wirklichen Leben erblickte. Mein Blick klebte auf diesem Anblick wie der eines schmutzigen alten Mannes auf einem gefüllten Strand, bis sie sich schließlich erhob, sich abklopfte, wieder in ihren Trans Am stieg und wegfuhr. Es war einer der tollsten Tage meines noch jungen Lebens.

Mein Vater glaubte fest daran, dass die Leute ihre Besitztümer in Schuss halten sollten. Für ihn war es eine Frage des Stolzes. Unsere Autos waren immer gewaschen und gewachst und das Haus sowohl von innen als auch von außen durchweg gepflegt. Doch ich glaube, seine ganz besondere Aufmerksamkeit hatte er für den Rasen reserviert. Im Frühjahr und Herbst wurden das Grün gedüngt und die Hecken und Bäume beschnitten, nach Sommergewittern abgefallene Blätter aufgesammelt, das Unkraut entlang der Gehwege gestutzt (diesbezüglich war er besonders penibel und oft hackte er tiefe Furchen

neben die Gehwege, in denen unweigerlich die Reifen unserer Fahrräder stecken blieben, was zu mehr als nur einer Handvoll von spektakulären Hochgeschwindigkeitsstürzen führte; ich bin immer noch nicht davon überzeugt, dass es keine Absicht von ihm war), und wie ein Uhrwerk mit einem beinahe religiösen Eifer wurden ein Mal in der Woche alle Grasflächen gemäht.

Wie es das Glück wollte, hatten wir einen der größten Gärten in der Gegend und sehr zum Leidwesen meines Vaters diente dieser regelmäßig als Spielplatz für meine Freunde. Wir spielten alles, von Wiffleball und Tretball bis zu Minigolf und Krieg. Permanente Laufwege in Form eines Karos waren in den kostbaren Rasen meines Vaters getreten. Alte, von Hunden zerkaute Frisbees und Mülltonnendeckel dienten als Base. Der durchhängende Telefondraht über der Tupelo Road kennzeichnete das Homerun-Gebiet. Wenn wir spielten, bebte der Boden oftmals unter unseren Füßen und man konnte das gedämpfte *Wumm* entfernter Explosionen hören, wenn im Edgewood Arsenal Waffentests stattfanden. Es war nicht ungewöhnlich, dass Jäger- oder Hubschrauberstaffeln auf dem Weg zu oder vom Aberdeen Proving Ground über uns hinwegflogen – wo mein Vater in der Frührschicht als Flugzeugmechaniker arbeitete. Wenn das geschah, unterbrachen wir unweigerlich, womit wir gerade beschäftigt waren, und schossen sie mit unsichtbaren Maschinengewehren und Bazookas ab.

Oft veranstaltete ich Zaubervorstellungen im Verbindungsgang, wobei ich Zuschauern zehn Cent pro Kopf abnahm. Oder ich improvisierte Kirmesgeschäfte im Seitengarten, wobei ich alte, ausgerangierte Spielzeuge und Comics als Preise für die Spiele anbot – alles in dem Bemühen, jüngeren Kindern das Kleingeld aus der Tasche zu holen. Außerdem stellte ich auf dem Gehweg an der Ecke Hanson und Tupelo Road einen Kartentisch auf und verhökerte Pappbecher mit eiskalter Limonade an Autofahrer.

In der vorderen Ecke des Gartens wuchsen ein Pflaumenbaum und eine eng beisammenstehende Gruppe von Holzapfelbäumen und versorgten uns mit reichlich Munition für unsere regelmäßigen



... and pretended to shoot them down with invisible machine guns and bazookas.

GRAND OPENING SALE

Come Get a Balloon for the Kids and Help Us Open our 2nd

VIDEO EXPLOSION

at 5000 Baywood Ave. in the

COVER, from Page 3

grated from Germany in 1954 and helped organize Balthasar's arrival at Oktoberfest, is the establishment's "official German" culinary adviser.

The Super Star video studio at Ninth Street and the beachwalk, behind another new business, South Beach Beach House specializes in cinematic tours — a half-priced each — and other parties.

soft ice cream and cotton candy. Serving services also are available.

Tom Reisman, who started the popular Super Star recording studio on the boardwalk five years ago, also owns the Super Star 99 bar — another — having a video — where performers can lip sync to a professional recording, or sing in their own voices — costs \$25.95, with together \$35 for each additional person appearing in the studio.

tion. Super Star provides props, physical instruments, costumes, and a number of backgrounds, including beach scenes, dramatic generated images and rock star scenery.

At a signing in Miami, Fla., and the bookends in New York, specializing in advertising, which involves direct sales, making posters and jewelry. The Super Star studio is located at 10000

- Leseprobe -

nachbarschaftlichen Schlachten. Die Bäume boten außerdem eine perfekte Deckung für das Bombardieren von Autos. Wenn ich eine Schwäche als junger Mann hatte – eine schlechte Angewohnheit, die ich nicht ablegen konnte, sooft ich auch dabei erwischt wurde und eine Standpauke mit anschließender Bestrafung erhielt –, dann die, vorbeifahrende Autos mit Holzäpfeln oder Erdklumpen zu bewerfen. Ich habe keine Erklärung für dieses charakterliche Manko, abgesehen davon zu sagen, dass Sie genau wissen, wovon ich rede, wenn Sie je im kühlen Sommergras auf dem Bauch gelegen und auf ein vorbeifahrendes Auto gelauert haben, um dann aufzuspringen, einen kleinen runden Gegenstand auf besagtes Auto zu werfen und dem wunderbaren *Rums* des Einschlags zu lauschen. Noch mehr Spaß machte es, wenn die Fahrer anhielten und hinter uns herliefen. Für uns Hanson-Road-Jungs waren das hochgeschätzte Momente schierer, ungezügelter Freude und heftiger Adrenalinstöße und wir sehnten uns danach, sie immer wieder neu zu erleben. Es gab einen längeren Zeitraum, in dem mein entgeisterter Vater wohl tatsächlich geglaubt hat, ich würde wegen meiner Sucht noch in einer Besserungsanstalt oder vielleicht sogar im Gefängnis landen. Nach einer Weile gab er es auf, mit mir über das Thema zu reden. Meine liebe Mutter versuchte mich mit Fragen wie »Warum jagt ihr Jungens nicht hinter Glühwürmchen her oder spielt Murmeln?« auf den rechten Weg zurückzuführen, aber zu diesem Zeitpunkt waren das Kinderspiele für uns und nicht mehr von Interesse. Niemand war erleichterter als meine Eltern, als ich die Angewohnheit endgültig ablegte, wenn auch erst kurz bevor ich das Haus verließ und aufs College ging.

Wenn das Haus mit den grünen Läden und der uralten Trauerweide das Zentrum meiner Welt als Heranwachsender war – die Nabe meines »Lebensrades«, wie ich es später bezeichnete –, entsprach jede vom Haus wegführende Straße, ob groß oder klein, einer Speiche in dem sich beständig drehenden Rad, und jede Strecke öffnete sich in eine andere Richtung, bis sie schließlich an ihr Ende stießen, um gemeinsam die äußeren Grenzen meiner geliebten Heimatstadt zu definieren.

Unabhängig davon, was eine Karte besagte, erstreckte sich die Stadt Edgewood für mich vom Courts of Harford Square (ungefähr eine Meile nördlich von unserem Haus die Hanson Road entlang) bis zum Ufer des Bush River im Flying Point Park (ein paar Meilen südlich der Highschool, die genau eine Meile von meinem Haus entfernt lag). Ja, das alte Klischee stimmte: Meine Freunde und ich marschierten jeden Tag eine Meile zur Schule und dann wieder nach Hause, bis wir alt genug waren, um zu fahren. Für den Schulbus wohnten wir etwas zu nahe an der Schule, eineinhalb Blocks, aber eigentlich machte es uns nichts aus. Der Schulweg gab uns mehr Gelegenheit, vor und nach der Schule herumzualbern, und durch ihn verzögerte sich die Plackerei der Hausaufgaben. Er gab uns außerdem zusätzliche Gelegenheiten, vorbeifahrende Autos – oder besser noch Schulbusse – mit kleinen runden Gegenständen zu bewerfen.

In meiner Kindheit und Jugend war ich mit einer Armee von Kameraden gesegnet, aber meine besten Freunde, meine wahren Spießgesellen, waren Jimmy und Jeffrey Cavanaugh, die zwei Häuser weiter bergauf in der Hanson Road wohnten. Die beiden waren ausgekochte Schlitzohren und mit ihnen war immer was los. Brian und Craig Anderson wohnten gleich neben den Cavanaughs. Die Anderson-Brüder waren beide echte Draufgänger und sich viel zu ähnlich und heißblütig, um länger gut miteinander auszukommen. Zwei bemerkenswerte Vorfälle illustrieren diese Dynamik besonders gut. In dem einen Fall führte ein hitziger Streit dazu, dass Craig nach oben in die Küche stürmte, sich ein benutztes Steakmesser aus dem Waschbecken holte, wieder nach unten kam und es Brian in den Oberschenkel stach. Zu seiner Ehrenrettung sei gesagt, dass es Craig war, der das Bein seines älteren Bruders an jenem Tag verband und schließlich auch einen Krankenwagen rief. Beim zweiten zog sich Craig in einem Anfall schierer Wut an einem glühend heißen Sommernachmittag die Shorts herunter, hockte sich mitten auf die Hanson Road, kotete in seine hohle Hand und jagte dann seinem flüchtenden Bruder hinterher, um ihm wie ein schlecht gelaunter Affe im Zoo eine Handvoll frische

Kacke auf den nackten Rücken zu werfen. Ich weiß, es klingt sowohl ekelhaft als auch weit hergeholt, aber ich hab es miterlebt – und es war ein erstaunlicher Anblick, den ich nie vergessen werde.

In der Schule waren Jimmy und Brian eine Klasse unter mir (Jeff und Craig waren mehrere Klassen unter ihren älteren, aber nicht viel klügeren Geschwistern), also standen wir drei uns besonders nahe. Weil ich der Älteste war und aufgrund der tief verwurzelten Rechthaberei, die sich automatisch einstellt, wenn man drei ältere Schwestern hat, übernahm ich normalerweise die Führungsrolle in unserer kleinen Nachbarschaftsbande. Jimmy und Brian schien das nie etwas auszumachen und ich kann mich an keinen einzigen ihrer Pläne erinnern, den wir nicht ebenfalls enthusiastisch in die Tat umgesetzt hätten. Je nachdem, wen man fragte, waren wir entweder die Drei Musketiere oder die Drei Stooges.

Die Leute kannten uns und wir kannten sie – wir hatten jedes einzelne Kind in unserer Gegend von Edgewood und die meisten Erwachsenen auf unserem täglichen Radar. Und wir wussten auch *Sachen*. Wir wussten, wo die hübschen Mädchen wohnten, wo es Abkürzungen gab, in welchen Zigarettenautomaten an welchen Tankstellen immer zusätzliche Streichholzbriefchen im Ausgabefach lagen (eine unbezahlbare Währung, die vielleicht nur einen Ebenbürtigen hatte: Feuerwerkskörper), in welchen Müllcontainern man die meisten Pfandflaschen fand und in welchen Baumhäusern es versteckte Sammlungen schmutziger Magazine gab. Wir wussten, welche Eltern ihre Kinder schlugen und welche zu viel tranken, welche Nachbarn mit Swimmingpool am Sonntagvormittag in die Kirche gingen – was bedeutete, dass es sicher für uns war, in ihren Pool zu springen – und, als wir älter waren, welche Geschäfte uns Alkohol verkauften, wo die Cops mit ihren Radarpistolen auf der Lauer lagen und auf welchen Parkplätzen es sicher war, mit einem Mädchen rumzuknutschen.

Ein typischer Sommertag durchlief für uns das gesamte Spektrum jugendlichen Abenteuers. Wir betrieben jeden der Menschheit bekannten Freiluftsport und noch einige andere, die wir aus schierer

Langeweile erfanden. Wir brachten Teerblasen auf der Straße mit den Zehen zum Platzen. Betrogen beim Marco-Polo-Spielen im aufblasbaren Pool der Cavanaughs. Angelten in den Bächen, Teichen und Flüssen in der Nähe. Erforschten die endlosen Wälder und bauten geheime unterirdische Forts. Manchmal gesellte sich unser guter Freund Steve Sines zu uns und brachte das halbautomatische 22er-Gewehr seines Vaters mit. Wir verbrachten lange Nachmittage damit, Krähen und Geier in den Wäldern zu jagen oder auf leere Büchsen und Flaschen zu schießen. Ab und an praktizierten wir verantwortlichen Waffenumgang, indem wir gegenseitig auf unsere Füße zielten und »Spring!« riefen, bevor wir abdrückten und eine Dreckfontäne an der Stelle aufspritzen ließen, wo einen Augenblick zuvor noch die Füße unseres Freundes gestanden hatten. Es ist ein Wunder, dass wir noch alle unsere Zehen haben.

An anderen Tagen kletterten wir das Abflussrohr hoch und auf das Dach der Grundschule am Cedar Drive, wo wir dann so taten, als ständen wir in einem weit entfernten Land auf einem schneebedeckten Berggipfel. Oder wir erklommen ein ähnliches Abflussrohr auf das Dach der Texaco-Tankstelle an der Kreuzung Hanson und Edgewood Road und zeigten den Insassen der vorbeifahrenden Autos unsere nackten Hintern. (Dieser spezielle Stunt fand ein jähes und bedauerliches Ende an einem denkwürdigen Nachmittag, als mein Vater auf seiner Heimfahrt von der Arbeit unsere mageren bleichen Ärsche erspähte; ich bekam eine Woche Stubenarrest).

Sie müssen eines über das Leben in einer Kleinstadt wie Edgewood begreifen: Langeweile ist ein seltsamer Spielkamerad und was wir taten, hatte oft wenig Sinn und Verstand. In einem Sommer gründeten wir gemeinsam mit unserem alten Freund Carlos Vargas einen exklusiven Verein namens Klub der Draufgänger. Aus irgendeinem kühlen Grund beinhaltete das Aufnahme-ritual, dass man Matchbox-Spielzeugautos im Schutz der Dunkelheit in willkürlich ausgewählte Swimmingpools und Planschbecken warf. Bei einer anderen Gelegenheit entwickelten wir eine absonderliche Leidenschaft für das Sammeln von Kröten in leeren

Erdnussbuttergläsern. Außerdem brachte ich einmal einen ganzen Juli-nachmittag damit zu, mit nacktem Oberkörper und einer fast zwei Meter langen toten schwarzen Schlange um den Hals herumzulaufen. Ich versuchte sogar mehrmals, Geschäfte zu betreten, wurde aber in allen abgewiesen. Niemand – ich selbst eingeschlossen – weiß, warum ich das getan habe, doch eigentlich spielte das auch keine Rolle. Es war alles Spaß für den Moment.

Die Edgewood Shopping Plaza, mehrere Blocks von unserem Haus entfernt und direkt gegenüber der Stadtbücherei, war ebenfalls für viele Stunden interessanter Unterhaltung gut. Da war Plaza Drugs, wo wir die meisten unserer Süßigkeiten und alle unsere Comics, Baseball- und Fußballkarten kauften. Ich erstand in diesem Geschäft außerdem jedes einzelne meiner Muttertagsgeschenke von dem Zeitpunkt an, als ich alt genug war, um allein dorthin zu gehen, bis ich 16 wurde und meinen Führerschein bekam. Es gab einen Spirituosenladen, der außerdem für ein paar Mäuse ganz erstaunliche Pizzabaguettes verkaufte (über 30 Zentimeter lang und zu käsiger Perfektion geschmolzen). Dann war da ein Waschsalon mit einem altmodischen Süßigkeitenautomaten ganz hinten, der ein Päckchen Bubble Yums für den unglaublich niedrigen Preis von zehn Cent ausspuckte. (In den meisten Läden kostete so ein Päckchen einen Vierteldollar, also warf ich mehrmals in der Woche ganze Hände voller Zehncentstücke in den Apparat und verkaufte dann die einzelnen Päckchen für zwanzig Cent in der Schule. Der Gewinn wanderte unweigerlich in weitere Pizzabaguettes.) Und das Beste zum Schluss: Es gab eine richtige Spielhalle (die vom Vater unseres Freundes Brook Hawkins betrieben wurde). Dort flipperten wir und lernten, Billard zu spielen, wobei wir stets nach Vierteldollarstücken suchten, die Betrunkene schon mal auf den schmutzigen Teppich fallen ließen. Die Beleuchtung war trübe, es gab reichlich Saufbolde und wir fanden fast immer Münzen.

Draußen, an der tiefsten Stelle des Parkplatzes des Einkaufszentrums, hatte eine Gruppe älterer Jungs eine drei Meter hohe Skateboardrampe mit einer halbmeterbreiten Vertikale gebaut und dank

der Reihe von Straßenlaternen fuhren wir Tag und Nacht auf dieser Rampe. Manchmal tauchten sogar ganze Wagenladungen Mädchen auf, um uns zuzusehen und anzufeuern.

Es soll genügen, wenn ich sage, dass die Cavanaughs und Andersons nicht viel Zeit in der Bücherei gegenüber verbrachten, aber mich hätten keine zehn Pferde davon abgehalten. Ich machte es mir auf einem der Polstersessel im Erwachsenenbereich gemütlich und verschlang ein Buch nach dem anderen. General George Armstrong Custer war ein frühes Lieblingsthema ebenso wie fast alles über den Alten Westen, den Bürgerkrieg und ungeklärte Phänomene. Ich fand mich zu Mystery und Krimis hingezogen und glaubte von ganzem Herzen an die Existenz von Geistern, Werwölfen, des Ungeheuers von Loch Ness und Bigfoot.

An einem Samstagnachmittag kam ein authentischer Bigfootjäger von irgendwo aus dem Westen in die Stadt und baute eine große Ausstellung im hinteren Bereich der Bücherei auf. Es handelte sich um einen langsam redenden Kerl mit krummem Rücken, ungebärdigem grau meliertem Schnurrbart und nur einer langen buschigen Augenbraue, der einen faszinierenden Vortrag hielt und uns Fotografien, Karten, Zeichnungen und sogar ein Bündel authentisches Bigfootfell zeigte, alles mit Reißzwecken an eine Pinnwand geheftet. Irgendwie hatte ich Jimmy an diesem Tag überredet, mich zu begleiten, und wir saßen inmitten der vordersten Reihe und hörten andächtig zu. Als der Vortrag beendet war, steckten wir zwischen zwei Bücherregalen in der Nähe die Köpfe zusammen und ersannen einen Plan. Wir kehrten rasch in den Ausstellungsraum zurück, wo der Gastredner für Fotos posierte und sich mit einer Handvoll Bewunderer unterhielt. Jimmy nickte mir zu und aktivierte daraufhin Stufe eins des Plans, indem er für eine Ablenkung sorgte – bis heute kann ich mich nicht erinnern, was genau das beinhaltete, aber ich glaube, er könnte sich auf den Boden geworfen und einen Anfall simuliert haben. Sobald sich eine besorgte Menge um meinen auf dem Boden herumzappelnden Freund gebildet hatte, huschte ich hinter das Ausstellungspult, schnappte mir

ein paar Strähnen authentischer Bigfoothaare und stopfte sie tief in meine Tasche. Augenblicke später waren wir entwischt und niemand uns auf die Schliche gekommen. Ich erzähle diese Geschichte hier zum ersten Mal mit einer unverfrorenen Mischung aus Stolz und Scham. Ich habe immer noch keine Ahnung, was aus dem Bündel authentischer Bigfoothaare geworden ist. Wenn ich raten müsste, würde ich sagen, dass meine Mutter es wahrscheinlich in einer meiner Schreibschubladen gefunden und naserümpfend und kopfschüttelnd weggeworfen hat.

Wenn ich mich in der Bücherei oder in der Edgewood Shopping Plaza herumgetrieben hatte, konnte ich auf zwei Wegen wieder nach Hause gehen. Zum einen konnte ich die Edgewood Road an der Hauptverkehrsampel überqueren und dann mehrere Blocks weit die Hanson Road entlanggehen. Diesen Weg nahmen wir, wenn wir mit Fahrrad oder Skateboard unterwegs waren. Doch zu Fuß nutzten wir immer die Abkürzung.

Die Abkürzung bedeutete das Überqueren der Edgewood Road an einer gefährlichen Stelle direkt am Einkaufszentrum, um dann der langen bekiesten Einfahrt des gefürchteten Meyers-Hauses zu folgen. Einmal an dieser Monstrosität vorbei, durchquerten wir zwei Gärten – einer klein, der andere nicht so klein – und kamen dann auf dem Gehweg der Tupelo Road heraus, nur einen Block von meinem Haus entfernt.

Jede Kleinstadt hat ein Spukhaus – einen Ort, wo gerüchteweise Entsetzliches vorgefallen ist, wo immer noch schlimme Dinge verweilen und wo sich jedes Mal, wenn man daran vorbeigeht, der Herzschlag beschleunigt und einem die Haare zu Berge stehen. Für uns war dies das Meyers-Haus. Über zweihundert Jahre vor unserer Geburt erbaut und im 19. Jahrhundert angeblich Heim eines Hexenzirkels, war das Meyers-Haus ein massives viktorianisches Gebäude mit einer breiten, schattigen umlaufenden Veranda, zwei spitzen Giebeln und Dutzenden von Fenstern, die mit Unheil verkündender Intensität auf die Stadt blickten. Tagsüber war das Haus erträglich beunruhigend.

Man spürte, wie es einen beobachtete und musterte, aber man wusste (hoffte) auch, dass es tatsächlich nichts unternehmen würde. Nicht am helllichten Tag – dafür war es viel zu gerissen und finster.

Nachts sah alles ganz anders aus. Das Haus ragte in der Dunkelheit vor uns in die Höhe, hungrig und aufmerksam und verschlagen. Sich daran vorbeizuwagen war eine beängstigende Odyssee, die nur die tapfersten Kinder der Nachbarschaft auch nur in Erwägung zogen. Wir taten es trotzdem, auch wenn »tapfer« gewiss kein Wort war, mit dem uns viele Leute beschrieben hätten, und zwar aufgrund einer Kombination aus schierer Faulheit (eine Abkürzung war schließlich eine Abkürzung) und einem masochistischen Verlangen, uns selbst zu quälen.

Auf diesen langen, langsamen, atemlosen Spaziergängen über den Kies der Einfahrt begann ich irgendwann damit, meinen Freunden unheimliche Geschichten zu erzählen. Ich fing völlig harmlos mit einer Reihe ganz gewöhnlicher Vorfälle an und steigerte dann allmählich die Spannung, indem ich interessante Andeutungen einstreute. Die passte ich so ab, dass sich die entsetzlichsten, gruseligsten Schocks gerade dann ereigneten, wenn wir das Haus passierten. Meistens flehte mich Jimmy an dieser Stelle an: »*Bitte, hör um Gottes willen auf, Chiz, hör einfach auf!*« Ich hörte nur selten auf ihn. Manchmal warf ich sogar einen Blick über die Schulter, machte große Augen, da sich mir scheinbar ein fürchterlicher, unsichtbarer Anblick bot, und stieß einen markerschütternden Schrei aus. Dann rannte ich los in Richtung auf mein Zuhause. Wenn wir dann die Ecke Tupelo und Hanson Road erreichten, war unser Geschrei normalerweise in lähmendes Gelächter übergegangen und wir konnten das nächste Mal kaum erwarten, wenn wir all das noch einmal ertragen würden.

Wie in den meisten Kleinstädten machten auch in Edgewood viele merkwürdige Geschichten und ausgewachsene Legenden die Runde. Vor Jahren, als ich noch zur Grundschule ging, hatte sich angeblich ein junges Mädchen aus Verzweiflung über eine unerwünschte Schwangerschaft das Leben genommen, indem es sich hinter der Highschool auf die Bahngleise gestellt und von einem Schnellzug hatte überfahren

lassen. Seitdem behaupteten viele Zeugen, den Geist des Mädchens in den nahen Wäldern gesehen oder gehört zu haben. Bob Eiring, ein enger und zuverlässiger Freund, schwört bis zum heutigen Tag, eine Gruppe weißbekittelter Wissenschaftler dabei beobachtet zu haben, wie sie Experimente an einem waschechten Alien ausgeführt hätten, als er sich in ein Sperrgebiet auf dem Edgewood-Arsenal-Gelände geschlichen und durch das Fenster eines Lagerhauses gelinst habe. Er behauptete, das Wesen habe einen Kopf so groß wie ein Fahrradreifen und hellblaue pulverige Haut gehabt. Zuerst glaubten wir ihm nicht, aber er verbrachte die nächsten Wochen in der Bücherei, wo er alte Zeitungsartikel durchsah, und zeigte uns schließlich einen Stapel Schwarz-Weiß-Fotokopien von Artikeln aus den 60ern und 70ern, in denen ähnliche Gerüchte über streng geheime extraterrestrische Studien im Arsenal berichtet wurden. Also war der Wahrheitsgehalt seiner Behauptungen nicht so leicht zu erschüttern. Nicht angesichts all der Indizien.

Niemand schien zu wissen, wann der Gummibandmann seinen ersten Auftritt in Edgewood hatte – ich fragte meine Schwestern und sie hatten das erste Mal von ihm gehört, als sie Teenager waren –, aber alle Kinder, die ich kannte, hatten Todesangst vor ihm. Es war unklar, ob der Gummibandmann tatsächlich ein Mensch oder irgendein übernatürliches Wesen oder vielleicht sogar ein mutierter Fehler war, der aus einem Labor im Edgewood Arsenal hatte entkommen können. Wenn man dem Geflüster zuhörte – und es versteht sich von selbst, dass wir das so sicher wie der Tod taten –, war der Gummibandmann über zwei Meter groß und extrem dünn. Seine Arme waren stockdünn und hingen steif herab. Seine Haare waren nachtschwarz, kurz und stachelig. Die Augen waren schwarze Schlitze und die Lippen bildeten eine dünne, grimmige gerade Linie. Niemand hatte je seine Zähne gesehen. Das heißt, niemand, der anschließend noch gelebt hätte, um davon zu berichten. Der Gummibandmann trug immer dunkle Kleidung und schlich gern über abgelegene Spielplätze und freie Felder in der Abenddämmerung, wo er nach Kindern Ausschau hielt, die er rauben und verschlingen konnte.

Einmal, als ich sieben war, hatte ich mit meinen Freunden auf dem Spielplatz an der Kirche ein Stück die Straße entlang von meinem Haus Verstecken gespielt. Nicht weit von den Schaukeln gab es zwei bunt bemalte Betonröhren, jede etwa dreieinhalb Meter lang. Als wir noch richtig klein waren, hatten wir immer so getan, als wären das U-Boote. An diesem Abend versteckte ich mich in einer der Röhren. Nach einer Weile, als niemand kam, um mich zu suchen, lugte ich nach draußen und ich bin bereit, auf einen Stapel Bibeln zu schwören, dass ich eine abartig große, schlaksige Gestalt aus dem Wald auf der anderen Seite des Weges kommen sah. Nach fünfzehn oder zwanzig Schritten änderte die Gestalt abrupt die Marschrichtung und schlenderte zum Spielplatz. Plötzlich sehr verängstigt, zog ich mich wieder in die Röhre zurück, kroch bis zur Mitte und verhielt mich mucksmäuschenstill. Ein paar Minuten später drang mir ein entsetzlicher, saurer Geruch wie von einem Korb mit verfaultem Obst, das zu lange in der Sonne gelegen hatte, in die Nase. Ich hielt den Atem an, versuchte, nicht zu würgen, und blieb vollkommen reglos, als ein Paar spindeldünne Beine in einer zerfledderten schwarzen Hose an der Röhrenmündung vorbeiging.

Ich wartete scheinbar eine Stunde, bis ich keine Schritte mehr hören konnte, und zählte dann noch im Kopf bis fünfzig, um ganz sicherzugehen, bevor ich aus der Röhre stob und panisch zur Straße rannte. Ich fand meine Freunde herumalbernd vor Bob Eirings Haus wieder und erzählte ihnen, was passiert war. Kurze Zeit später kehrten wir alle in Begleitung von Brian Andersons Vater zum Spielplatz zurück. Nirgendwo war eine Spur von der absonderlichen Gestalt zu finden. Aber ich bin nicht verrückt. Ich weiß, was ich gesehen habe. Und gerochen.

Und dann gab es natürlich noch den Phantomgrapscher. Ich war schon auf dem College, als es begann, aber dank der wöchentlichen Ausgaben von *The Aegis*, die meine Mutter für mich aufbewahrte, habe ich die Geschichte verfolgen können. Tatsächlich war es sogar ein Reporter dieser Zeitung, der den Namen »Phantomgrapscher« prägte.

Seit August 1986 war jemand in die Häuser von mindestens zwei Dutzend Edgewooder Frauen eingedrungen, während sie schliefen, und hatte sie an Füßen, Beinen, Bauch und Haaren berührt. Wenn die Frauen erwachten, war der Mann in allen Fällen aus dem Haus und in die Nacht geflohen. Bisher war es der örtlichen Polizei nicht gelungen, den Einbrecher zu fangen oder auch nur zu identifizieren.

Diese Geschichten – und viele andere, die ich Ihnen erzählen könnte – bieten nicht mehr als einen flüchtigen Blick in die dunklere Natur meiner Heimatstadt. Trotz meiner durchaus voreingenommenen Betrachtungsweise war meine Sicht auf Edgewood also nicht gänzlich vom Nebel der Nostalgie oder den goldumrandeten Erinnerungen einer Americana-Seligkeit im Stile Norman Rockwells gefärbt. Wie in den meisten Kleinstädten gab es Verbrechen und Gewalt, Heimtücke und Geheimnisse, Tragödie und Enttäuschung. Es gab eine falsche Seite der Bahnlinie, wo man wohnen konnte, und Orte, an denen man sich nach Einbruch der Dunkelheit allein nicht aufhalten wollte. Als ich aufs College ging, schockierte mich die Entdeckung, dass die meisten Typen in meinem Schlafsaal noch nie in eine Schlägerei verwickelt gewesen waren. Ich hatte bei meinem Abgang von der Highschool schon ein Dutzend oder mehr hinter mir. Und da wir gerade dabei sind, in meinem zweiten Jahr auf der Highschool war der Direktor wegen Veruntreuung verhaftet und zu einer richtigen Gefängnisstrafe verurteilt worden. Ein paar Jahre zuvor war ein Mittelschullehrer für eine Reihe bewaffneter Banküberfälle in Maryland, Pennsylvania und Delaware verhaftet worden; Verbrechen, die er an seinen freien Tagen begangen hatte.

Im Gegensatz zu einem Großteil des Harford County und wegen unserer Nähe zum Edgewood Arsenal waren wir eine sehr vielfältige Gemeinde, vor allem wegen der großen Zahl von Militärfamilien, die mit zunehmender Häufigkeit zu- und wegzogen. Eine große Zahl von Afroamerikanern und Hispanics war in Edgewood beheimatet und ging dort zur Schule, und auch in diesen modernen, angeblich aufgeklärten Zeiten reichte ihre bloße Anwesenheit aus, um gewisse

Leute einzuschüchtern. Als ich alt genug war, um selbst zu fahren, war es mehr als nur einer Handvoll der Mädchen von außerhalb, mit denen ich mich verabredete, nicht gestattet, Partys und Sportveranstaltungen in Edgewood zu besuchen. »Nichts für ungut«, fügten ihre Eltern normalerweise hinzu. Ich lächelte höflich und ging mit den Mädchen trotzdem hin. In meinem Abschlussjahr, als die Lacrosse-mannschaft der Edgewood High School ihre erste Landesmeisterschaft in der Geschichte der Schule gewann, verspotteten uns die Schüler aus dem nahen und sehr viel begüterteren Fallston von der Tribüne aus mit dem Sprechchor *»Ist schon gut, haltet euch nur ran, ihr arbeitet alle für uns irgendwann!«*. Solcherart elitistische Attitüde stärkte nur das Edgewood-Band – es hieß wir gegen den Rest der Welt und es gefiel uns so. Wir waren mehr als nur eine Gemeinde – wir waren eine Familie. Nein, wir fuhren keine schicken Wagen und lebten nicht in Riesenhäusern mit gepflegten Gärten. Unsere Eltern waren keine Mitglieder irgendwelcher Country Klubs oder Businessorganisationen, sondern in der Amerikanischen Legion und der Elternpflegschaft. Und für mich und meine Freunde war das vollkommen in Ordnung, eine Quelle des Arbeiterstolzes und so, wie es sein sollte.

Zwei besondere Erinnerungen an Edgewood haben sich für immer in meine Seele eingebrannt. Die erste stammt aus der Zeit, als ich fünf war, nicht lange nach unserem Umzug hierher. Es war eine frostige Dezembarnacht und der Boden war mit einigen Zentimetern frisch gefallenem Schnee bedeckt. Nach dem Abendessen zogen mein Vater und ich unsere dicken Winterjacken, Skimützen, Handschuhe und Stiefel an und gingen nach draußen. Die meisten Einfahrten und Gehwege waren bereits freigeschaufelt worden. In den Fenstern und entlang der Dächer einer Handvoll Häuser in der Hanson Road brannten Weihnachtslichter. Es gab wenig Verkehr und eine friedliche Stille lag in der Luft. Hand in Hand und ohne viel zu sagen, folgten mein Vater

und ich der Tupelo Road an Cherry Court und Juniper Drive vorbei, bis wir die Ecke Bayberry Road auf der Kuppe des großen Anstiegs erreichten. Mein Vater wandte sich nach links und sah die Anhöhe hinunter. Ich folgte seinem Beispiel – und war wie benommen von dem, was ich sah. So weit mein Auge reichte, war jedes Haus auf beiden Straßenseiten mit bunten Weihnachtsbeleuchtungen geschmückt, von denen viele fröhlich blinkten. Von glitzerndem Schnee bedeckte Vorgärten funkelten in einem Kaleidoskop leuchtender Farben – rot und grün, blau und gelb, silbern und golden. Eine Gruppe Sternsinger sang »Stille Nacht« im Vorgarten eines der Häuser und ein großer, von fliegenden Rentieren umgebener Weihnachtsmann aus Plastik schwankte in einer sanften Brise auf dem Dach eines anderen Hauses nicht weit entfernt.

Ich lebe hier, weiß ich noch gedacht zu haben. Hier ist mein Zuhause ... und es ist magisch und ich will hier nie wieder weg. Mein Vater, der mein atemloses Staunen spürte, drückte meine Hand. Ich erwiderte den Druck und nachdem wir noch eine Weile so dagestanden hatten, gingen wir gemeinsam die Straße entlang und genossen den Anblick.

Zufälligerweise stammt die zweite besondere Erinnerung, die ich für die Ewigkeit gespeichert habe, ebenfalls von einem verschneiten Winterabend. Ich war fünfzehn und meine Freunde und ich hatten einen langen, kalten Nachmittag mit Schlittenfahren auf der Reihe von Erhebungen rund um die Grundschule am Cedar Drive ein Stück die Straße entlang verbracht. Auf dem Gipfel des größten Hügels stand ein Wasserturm, und der Anblick seiner langen, spindeldürren Beine füllte meinen Kopf immer mit bedrohlichen Bildern wütender Aliens aus einem meiner absoluten Lieblingsfilme, *Krieg der Welten*. Als ich noch klein war, hatte ich regelmäßig Albträume in Bezug auf den Turm, doch nun war ich älter und mutiger und stand ganz allein auf der Anhöhe, nachdem meine Freunde kurz vorher zum Abendessen nach Hause gegangen waren. Ein paar von den anderen Kindern aus der Nachbarschaft waren ebenfalls noch zurückgeblieben, aber irgendwann in den letzten zwanzig Minuten oder so ebenfalls verschwunden,

und ich hatte viel zu viel Spaß gehabt, um es zu bemerken. Hungrig, müde und halb erfroren fuhr ich noch einmal den Abhang hinunter und machte mich dann auf den Heimweg.

Als ich die Kuppe eines der kleineren Hügel am Fuß des Turms erreichte, fing es wieder an zu schneien und durch die Bäume konnte ich unser Haus etwa drei Blocks weit weg in der Ferne ausmachen. Rote Weihnachtsbirnen blinkten in der Regenrinne unter dem Dach. Die hohen, buschigen Bäume rechts und links der Einfahrt waren mit blinkenden grünen Punkten gespickt. Im Erkerfenster und in zweien der kleineren Kellerfenster leuchteten Rechtecke aus weißem Licht. Ich blieb stehen und hielt wie gebannt den Atem an. Ich stellte mir vor, wie Mutter gerade in der Küche das Abendessen kochte und dabei ein Weihnachtslied im Radio mitsummte, während sich Vater unten auf dem Sofa die Nachrichten ansah und eine Patience legte. Ich stand reglos da, während es schneite, und sah mich um – auf der Hanson Road waren keine Autos unterwegs, nicht eine andere Person war zu sehen und die Welt ringsumher war bis auf das rhythmische Ticken der auf meiner durchnässten Jacke landenden eisigen Schneeflocken vollkommen still. Es war ein einsames, ein irgendwie melancholisches Gefühl. Ich sah wieder zu unserem Haus – und zum ersten Mal in meinem noch jungen Leben traf mich die Erkenntnis.

Als ich in jenem in Raum und Zeit eingefrorenen Moment dastand, wurde mir bewusst, wie groß die Welt rings um mich wirklich war und dass ich eines Tages in nicht allzu ferner Zukunft diesen Ort, den ich immer mein Zuhause genannt hatte, verlassen würde, um mich allein hinauszuwagen. Meine Freunde würden sich ebenfalls in alle vier Himmelsrichtungen zerstreuen und einige von ihnen würde ich nie mehr wiedersehen oder sprechen. Unsere Eltern, Brüder und Schwestern würden altern und schließlich würden wir uns auch von ihnen verabschieden müssen. Nichts würde bleiben, wie es war.

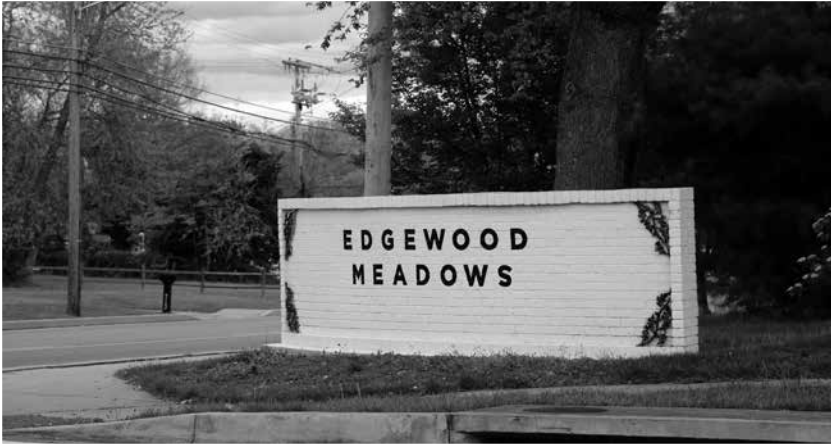
Mir stockte der Atem und plötzlich trübten sich meine Augen und meine Beine fingen an zu zittern. Auf einmal war ich wieder fünf Jahre alt, nur stand diesmal nicht Dad neben mir und hielt meine Hand. Ich

weiß noch, wie ich mir in diesem Augenblick gesagt habe, alles werde gut, ich würde erwachsen werden und glücklich sein und eines Tages Schriftsteller werden und die Worte, die ich zu Papier brächte, würden den Leuten helfen, schlau aus dieser Welt zu werden.

Ich habe keine Ahnung, wie viel länger ich noch in dem Schneesturm stand. Ich weiß nur noch, dass ich mich irgendwann, ohne zu realisieren, was ich tat, wieder in Bewegung setzte, meinen Schlitten unter den Arm geklemmt, und schließlich rechtzeitig zum Abendessen wieder zu Hause war.

Obwohl ich im Laufe der Jahre oft an diesen Augenblick denken musste, habe ich bis jetzt noch nie darüber gesprochen oder geschrieben.

(Den Großteil der historischen Darstellung im ersten Abschnitt dieses Kapitels kann man auch in zwei ausgezeichneten Büchern nachlesen: *Edgewood, Maryland: Then and Now* von Jeffrey Zalbreith, und *Images of America: Edgewood* von Joseph F. Murray, Arthur K. Stuempfle und Amy L. Stuempfle. Ich kann beide Bücher nur wärmstens empfehlen.)



OBEN: Schild von Edgewood Meadows an der Kreuzung Bayberry Drive und Edgewood Road *(Bild mit freundlicher Genehmigung des Autors)*



LINKS: Waffentest im Edgewood Arsenal *(Bild mit freundlicher Genehmigung der Baltimore Sun)*

RECHTS: Der alte Bahnhof von Edgewood *(Bild mit freundlicher Genehmigung von The Aegis)*



LINKS: Das Meyers-Haus *(Bild mit freundlicher Genehmigung von Alex Baliko)*



OBEN: Kasernenwohnhäuser am Cedar Drive
(Bild mit freundlicher Genehmigung des Autors)



LINKS: Die öffentliche Bücherei von Edgewood
(Bild mit freundlicher Genehmigung von The Aegis)



OBEN: Das Elternhaus des Autors in der Hanson Road
(Bild mit freundlicher Genehmigung des Autors)

DAS ERSTE MÄDCHEN

»Denn schließlich, kehrten Mörder nicht oft zum Schauplatz des Verbrechens zurück, um den Schaden zu betrachten, den sie angerichtet hatten?«

1

Meiner Erinnerung zufolge habe ich Natasha Gallagher das erste Mal in einer Sonntagmorgenmesse gemeinsam mit ihrer Familie gesehen. Damals war ich zwölf Jahre alt, also muss Natasha sechs gewesen sein. An diesem Tag war ich allein mit meinen Eltern in der Kirche – meine älteren Geschwister waren da bereits alle aus dem Haus – und wir hatten uns absichtlich in die letzte Reihe gesetzt, weil mein Vater Karten für das Spiel der Baltimore Colts hatte und fest entschlossen war, schnell zu verschwinden, sobald die Zehn-Uhr-Messe zu Ende wäre.

Die Gallaghers kamen ein paar Minuten zu spät. Ich hörte die schwere Tür hinter mir quietschen, als sie geöffnet wurde, und warf einen Blick über die Schulter. Josh stand zwischen seinen Eltern und sah mindestens genauso begeistert über seine Anwesenheit hier aus, wie ich es vermutlich tat, die kleine Natasha war etwas abseits an der Hand ihrer Mutter. Sie trug ein gepunktetes Kleid und ihre langen blonden Haare waren zu Zöpfen geflochten. Die Familie machte ein paar zaghafte Schritte den Mittelgang entlang, blieb dann stehen und reckte den Hals auf der Suche nach Sitzplätzen. Mein Vater winkte sie



The director of the study was Marshall Kaplan, the dean of the graduate school of public affairs of the University of Colorado. Mr. Jensen noted that he was "a Carter appointee" at the Department of Housing and Urban Development.

Working with Mr. Kaplan were Robyn See STUDY, A4, Col. 4

While American advocates of the weapons regard it as a war deterrent, an argument raged in Europe when the Carter administration first proposed it and again last winter when nuclear war port weapons production caused considerable disturbance in Europe.

See BOMB, A2, Col. 2



The family took a few tentative steps down the center aisle and paused, craning their necks, looking for a place to sit.

- Leseprobe -

First, he said, the cabinet would serve "a visible sign of the president's strong personal commitment to the reform, to know them that they would not be forgotten or

Klein
engage

Mc
stin
ope

By Ro
furn D

LYD
the cu
caff, a
chal c
ret tak

his
said, t
Gee, a

The
and th
-Ge ex
crausa

The
By
Some

Out o
-Gang
- Bar

-Petro
Jed. H

It w
on the
likes a

Centra
and "r
ago to

The
-Ch
-De
and m

It's
The
quity

depart
-Gee
-Gee
-Gee

-P
-P
-P

-P
-P
-P

-P
-P
-P

-P
-P
-P

-P
-P
-P

-P
-P
-P

-P
-P
-P

-P
-P
-P

-P
-P
-P

-P
-P
-P

sofort heran und scheuchte Mom und mich weiter zur Mitte der Bank. Einer nach dem anderen nahmen die Gallaghers neben uns Platz. Als alle saßen, lehnte ich mich beiläufig nach vorn und wagte einen eingehenderen Blick. Josh erwiderte den Blick mit verschlafenen Augen und bedachte mich mit einem ultracoolen Nicken, auf das James Dean und Elvis stolz gewesen wären. Links von ihm zeigte mir Natasha ihre Zahnlücken in einem breiten Grinsen und wackelte dabei übertrieben winkend mit den Fingern. Ich lehnte mich sofort zurück und starrte stur geradeaus, während ich spürte, wie mein Gesicht und meine Ohren heiß wurden. Mädchen, egal wie alt, schienen diese Wirkung auf mich zu haben. Ich hasste es.

Das nächste Mal sah ich sie im Sommer und sie hüpfte vor meinem Haus den Gehweg entlang, während sie die Arme hoch über den Kopf schwang und dabei mit hoher näselnder Stimme die Titelmelodie von *Scooby-Doo* sang. Sie passierte mich an jenem Tag in einem Abstand von weniger als fünf Metern, ohne meine Anwesenheit überhaupt zu bemerken.

Inmitten unseres Vorgartens stand eine alte Eiche – die es schon seit einigen Jahren nicht mehr gibt –, deren dichtes Netz blättriger Äste bis über den Gehweg reichte und praktischerweise die Eingangsveranda vor dem vorbeifahrenden Verkehr verbarg. Ich hatte mir angewöhnt, auf diesen Baum zu klettern und es mir drei, vier Meter oder noch höher über dem Boden im Geäst bequem zu machen, gewöhnlich mit einem Taschenbuch von Stephen King als Gesellschaft. Mir gefiel das Gefühl, unsichtbar für die Welt zu sein und den steten Strom der Autos und gelegentlichen Fußgänger unter mir zu beobachten in dem Wissen um ihre Ahnungslosigkeit, dass ich da war, praktisch nahe genug, um die Hand auszustrecken und sie zu berühren. Ich saß da, versteckt und still, und stellte mir vor, wie ihr Leben wohl war und wohin sie wohl unterwegs waren und ob sie glücklich oder traurig waren, Gutes oder Böses dachten.

Ich kannte den Text des Liedes auswendig, das sie sang – *Scooby-Doo* war als Kind meine liebste Samstagvormittags-Zeichentrickserie –, und

überlegte, ob ich mitsingen sollte. Ich wollte ihr aber keinen Schreck einjagen, also blieb ich still und ließ sie einfach gehen. Sie erreichte das Ende des Gehwegs an der Ecke Tupelo Road, blieb stehen (und hörte auf zu singen), sah nach links und rechts und überquerte dann die Straße. Sicher auf der anderen Seite angekommen, fing sie wieder an zu hüpfen und zu singen und folgte der Hanson Road in womöglich noch flotterem Schritt. Ich sah auf mein Buch und blätterte zu einem neuen Kapitel um; und als ich wieder aufblickte, war sie verschwunden.

Später in diesem Sommer machten Natasha und zwei von ihren Freundinnen an meinem Limonadenstand Station. Alle drei hatten nasse Haare und sich Handtücher um den Hals gelegt, woraus ich schloss, dass sie gerade vom Schwimmen kamen. Eine ihrer Freundinnen verkündete, sie habe kein Geld, also zückte Natasha ein kleines Münzportemonnaie und bezahlte für alle drei. Anders als bei unserer ersten Begegnung in der Kirche machte sie einen beinahe schüchternen Eindruck, stellte kaum Blickkontakt her und sagte auch fast nichts. Bis sie wieder auf ihr Fahrrad stieg, mich über die Schulter hinweg ansah und mir eröffnete: »Man sieht sich, Richie Rich.« Überrascht, dass sie meinen Namen kannte, starrte ich ihr hinterher, als sie davonradelte.

Das letzte Mal sah ich sie 1982 in meinem letzten Highschooljahr, und zwar in der Woche vor den Weihnachtsferien. Jimmy Cavanaugh und ich saßen auf der obersten Tribünenreihe der Turnhalle. Unten in der Halle machten sich Ringer aus Edgewood und Bel Air warm. Van Halen dröhnte aus den Lautsprechern. Fünfzehn Minuten vor dem planmäßigen Beginn des Kampfs war der Schülerbereich der Heimmannschaft bereits gut gefüllt und auf den Beinen. Neben mir war Jimmy damit beschäftigt, Jimmy zu sein, indem er einen Kaugummi lang aus dem Mund zog und um einen Finger wickelte, um mich dann mit einem Blick herauszufordern, ihn herauszufordern, ihn in das Vogelnest lockiger Haare der Zweitklässlerin vor uns zu werfen.

Ich sah Mr. Gallagher zuerst, als er beim Betreten der Turnhalle seine dicke Winterjacke auszog. Seine Frau und seine Tochter waren direkt hinter ihm, alle mit rosigen Wangen und nach dem Gang vom

Parkplatz durch die eisige Kälte immer noch schauernd. Natasha nahm ihre rosa Skimütze ab und lange, glänzende, wellige Haare fielen ihr über die Schultern. Sie war gewachsen, seit ich sie zuletzt gesehen hatte, und auf dem besten Weg, eine kleine Herzensbrecherin zu werden. Da war es gut, dass ihr Bruder Josh zugegen war, um die Mittelschüler im Zaum zu halten.

Mr. Gallagher winkte jemandem in der Menge zu, und die drei gingen in einer Reihe zu der Tribüne auf der anderen Seite der Halle. Auf halbem Weg änderte Natasha abrupt die Richtung und hielt auf die gepolsterte, rot-weiße Ringermatte der Edgewood Rams zu, die mitten auf dem Hallenboden lag.

Und da sah ich Josh, der in der linken hinteren Ecke der Matte auf dem Rücken lag, die Beine unter sich eingeklemmt und den Rücken und die Arme zu einer eigentlich unmöglichen Haltung verrenkt. Natasha blieb vor ihm stehen und sagte etwas. Er blickte überrascht auf. Anstatt durch die Unterbrechung seiner jüngeren Schwester irritiert zu sein, wie ich es erwartet hätte, sprang Josh schnell und mit einem breiten Lächeln im Gesicht auf und umarmte sie. Als sie mit der Umarmung fertig waren, klatschten sie einander ab und Natasha eilte hinter ihren Eltern her.

Ich weiß noch, wie ich damals gedacht habe: *Vielleicht sind Schwestern ja doch gar nicht so übel*. Dann dröhnte AC/DC aus den Lautsprechern und der Gedanke war einfach verschwunden und ich wieder dabei, Jimmy daran zu hindern, einem arglosen Mädchen seinen Kaugummi in die Haare zu schmieren.

2

In meinen fünf Jahren am College wurde Natasha Gallagher jedenfalls erwachsen. Mit ihrer Größe von einundsechzig bei einem Gewicht von 45 Kilogramm entwickelte sie sich zu einer äußerst begabten natürlichen Turnerin. Sie vergötterte ihren Sport, betrieb

ihn diszipliniert und trainierte fünf Mal die Woche in der Halle des Harford Turnvereins im William Paca Business Center. Ihre bevorzugten Geräte waren der Boden und der Schwebebalken. Außerdem liebte sie das Cheerleading und war die einzige Erstklässlerin ihres Jahrgangs auf der Edgewood High, die es in die Schulauswahl schaffte. Bäte man Natashas Familie und Freunde, einem etwas Denkwürdiges über sie zu erzählen, würden sie das Bild eines gut aussehenden und beständig glücklichen Teenagers zeichnen. Sie war geradezu süchtig nach Kaugummi mit Zimtgeschmack und bunten Haarspangen und wahnsinnig verliebt in das Leben. Sie liebte es, zu lachen und andere dazu zu bringen. Als Sängerin war sie furchtbar, doch das hielt sie nie davon ab, die Lauteste in der Gruppe zu sein. Sie war albern und überdreht und kein bisschen gehemmt, was selten für ein Mädchen ihres Alters war. Sie kritzelte gern vor sich hin und träumte in den Tag hinein. Sie liebte Blumen und half ihrer Mutter im Garten. Und für so eine begabte Sportlerin war sie abseits der Turnmatte liebenswert tollpatschig. Natasha war die Sorte Mädchen, die Abfall aufhob, wenn sie welchen auf dem Boden liegen sah, und Fremden einen schönen Tag wünschte. Sie weinte oft beim Anschauen von Filmen und konnte einen ganz doll in den Arm nehmen.

So stand es in ihrem Nachruf.

3

Ich half meinen Zimmergenossen gerade dabei, Möbel aus dem unnatürlichen Katastrophengebiet unserer Dreizimmerwohnung am Rande des Campus der Universität von Maryland zu schleppen, als ich in den Nachrichten hörte, Natasha Gallagher sei ermordet worden.

Früher am Morgen hatte ich einen Münzwurf verloren und saß im Auto, um für uns alle Essen vom Chinesen zu holen, als im Autoradio die Kurznachrichten liefen. Beinahe hätte ich mitten auf der Greenbelt Road eine Vollbremsung hingelegt, als der Sprecher ein »junges

Mädchen aus einem Vorort von Edgewood« erwähnte und dann den Nachnamen des Opfers nannte. Ich betete, dass ich mich irrte, bevor ich zu Hause anrief, kaum dass ich wieder in der Wohnung war, und mit meinem Vater redete. Er wusste nicht viel mehr als ich, nur so viel, dass es sich bei dem toten Mädchen tatsächlich um unsere Nachbarin Natasha handelte. Das Gespräch war kurz und ernst.

Die Abendnachrichten waren voll davon und am nächsten Morgen auch die Titelseiten mehrerer Lokalzeitungen. Später am Nachmittag rief ich ein paar alte Freunde an und erfuhr den Rest der Geschichte.

Folgendes trug ich zusammen:

Zwei Tage zuvor – am Donnerstag, den 2. Juni 1988 – hatte Natasha Gallagher, 15 Jahre alt, den Abend mit ihren Eltern im Familienzimmer im Untergeschoss bis gegen 21 Uhr vor dem Fernseher verbracht. Am Ende der Sendung hatte sie ihnen eine gute Nacht gewünscht und war nach oben gegangen, um sich bettfertig zu machen. Es waren Sommerferien und neun Uhr war früh für sie, aber Natasha war den ganzen Nachmittag lang im Pool am Haus einer Freundin schwimmen gewesen. Sie hatte einen Sonnenbrand und war erschöpft.

Ungefähr um zehn nach neun hatte sie noch ein zweites »Gute Nacht« vom Treppenabsatz nach unten gerufen und Mr. und Mrs. Gallagher hatten gehört, wie sie durch den Korridor ging und die Tür ihres Zimmers schloss. Etwa eine Stunde später hatten sie den Fernseher ausgeschaltet, waren nach oben gegangen, hatten sich vergewissert, dass die Haustür abgeschlossen war, und waren dann schlafen gegangen. Die drei waren allein im Haus gewesen. Josh, der in seinem zweiten College-Jahr nach einer beim Ringen erlittenen Schulterverletzung hingeschmissen hatte, wohnte jetzt in Joppatowne zur Miete, wo er in Andersens Baumarkt Vollzeit arbeitete.

Nachdem Catherine Gallagher am nächsten Morgen ihren Mann zur Arbeit verabschiedet und die Geschirrspülmaschine eingeräumt hatte, stellte sie bei einem Blick auf die Küchenuhr zu ihrer Überraschung fest, dass es schon beinahe neun Uhr war. Natasha kümmerte sich um

die Hunde der Nachbarn, solange die in Urlaub waren, und es sah ihr nicht ähnlich zu verschlafen. *Das Küchenradio ist irgendwie laut heute Morgen. Vielleicht ist sie schon auf und unter der Dusche und ich habe sie nur nicht gehört*, dachte Mrs. Gallagher, die sich alle Mühe gab, ihre Tochter nicht vorzuverurteilen, während sie durch den Korridor ging.

Als sie das Badezimmer leer vorfand, klopfte eine gereizte Mrs. Gallagher an Natashas Zimmertür, zweimal, und als keine Antwort kam, öffnete sie sie und trat ein. Das Bett ihrer Tochter war leer. Die saubere Wäsche, die sie am Abend zuvor für sich herausgelegt hatte, hing noch über der Stuhllehne vor ihrem Schreibtisch. Ihre gelben Lieblingsbade-latschen standen vor dem Bett.

Mittlerweile nicht mehr gereizt, sondern verwirrt, wollte sich Mrs. Gallagher schon abwenden, als ihr etwas Merkwürdiges am Fenster auffiel. Seit einer Woche hatte Edgewood eine fröhsommerliche Hitzeperiode erfasst und die Temperaturen hielten sich im Bereich von 30 Grad und etwas darüber. Natasha hatte ihren Vater angefleht, die zentrale Klimaanlage einzuschalten, doch zu niemandes Überraschung hatte er sich geweigert. »Nicht vor der ersten Juliwoche, du kennst die Regel«, hatte er sie belehrt. »Glaubst du, wir können uns das Geld aus den Rippen schneiden?« Natasha hatte geschmollt, aber nur für kurze Zeit und ohne echte Begeisterung.

Mrs. Gallagher näherte sich langsam dem Fenster. Es war fast völlig hochgeschoben und die hauchdünnen Vorhänge raschelten in der feuchtwarmen Morgenbrise – doch ihr war etwas anderes aufgefallen: Das Fliegengitter fehlte.

Sie trat näher und bemerkte sofort einen dunklen Schmierfleck nicht größer als ein Zehncentstück auf der Fensterbank. Unwillkürlich streckte sie die Hand aus und berührte den Fleck und sah dann, dass ihre Fingerspitze dunkelrot verfärbt war. Sie hob die Hand höher vors Gesicht. *Es sah ganz furchtbar nach Blut aus*, erzählte sie der Polizei später, *aber ich konnte nicht sicher sein*.

Die ersten Schmetterlinge der Panik regten sich in ihrem Bauch, als sich Mrs. Gallagher aus dem Fenster lehnte, wobei sie darauf

achtete, dass nichts von dem roten Zeug an ihre Bluse kam, und nach draußen sah. Nicht sehr tief unter ihr lag das Fliegengitter auf dem Rasen. Es war verbogen und beinahe in zwei Teile zerrissen worden.

Mrs. Gallagher musste sich zwingen, nicht zu rennen, und ihr Herz schlug einen Trommelwirbel in der Brust, als sie in die Küche zurückkehrte und ihren Mann im Büro anrief.

Es war 9:07 Uhr.

4

Die ersten zwei Polizeibeamten trafen um 9:20 Uhr am Haus am Hawthorne Drive ein, wo Catherine Gallagher in der Einfahrt auf und ab tigte. Ihr Gesicht war tränenverschmiert und sie hatte die Hände fest vor sich verschränkt. Es gelang ihr, die Polizisten mit beherrschter Stimme und klaren Worten ins Bild zu setzen. Die Beamten der Maryland State Police beschrieben sie später in ihrem Bericht als »verängstigt und aufgeregt, aber vollkommen beherrscht. Ihre Darstellung der Ereignisse war klar und widerspruchsfrei«.

Einer der Beamten begleitete Mrs. Gallagher zurück ins Haus und nahm nach der Aufforderung, sie möge bitte im Wohnzimmer warten, eine kurze Untersuchung von Natashas Zimmer vor. Der zweite Beamte ging in den Garten und inspizierte das offene Fenster und das beschädigte Fliegengitter auf dem Boden, wobei er sorgfältig darauf achtete, nichts zu verändern.

Als der Beamte zur Vorderseite des Hauses zurückkehrte, fuhren gerade zwei Streifenwagen des Harford County Sheriffs vor. Bevor er sich zu seinem Partner ins Haus gesellte, um bei Mrs. Gallaghers Befragung zu helfen, setzte er schnell die eintreffenden Polizisten ins Bild und bat sie, mit der Durchsuchung des umliegenden Geländes zu beginnen. Zu der Zeit hatte sich bereits eine kleine Gruppe von Nachbarn auf dem Gehweg versammelt.

Um 9:29 Uhr traf Russell Gallagher ein, stellte seinen Cadillac in der Einfahrt ab und eilte ins Haus. Nachbarn berichteten, wütendes Geschrei aus dem Haus gehört zu haben, und später stellte sich heraus, dass Mr. Gallagher hatte in Gewahrsam genommen werden müssen, um ihn daran zu hindern, den Tatort im Zimmer seiner Tochter durcheinanderzubringen.

Um 9:41 Uhr traf Joshua Gallagher, den seine Mutter ebenfalls angerufen hatte, am Haus ein. Er hatte die Strecke von Joppatowne, für die man normalerweise eine Viertelstunde benötigte, in weniger als zehn Minuten bewältigt. Josh unterhielt sich kurz mit einigen der auf dem Gehweg wartenden Nachbarn und ging dann ins Haus.

5

Um 10:07 Uhr, weniger als eine Dreiviertelstunde nach dem Eintreffen der ersten Polizeibeamten im Hawthorne Drive, wurde Natasha Gallaghers Leiche von einem Mitglied des Harford County Sheriff's Department im Wald hinter dem Haus entdeckt. Immer noch mit den hellblauen Shorts und dem dazu passenden Trägerhemd bekleidet, worin sie am Abend zuvor ins Bett gegangen war, lehnte Natasha an einem Baum, die Füße über Kreuz und die Hände im Schoß. Sie wies mehrere Prellungen und Schwellungen um den Hals, einen gebrochenen Wangenknochen und zwei blaue Augen auf und Daumen und Ringfinger der rechten Hand waren gebrochen. Der Gerichtsmediziner kam zu dem Schluss, die Mehrzahl ihrer Verletzungen habe sie höchstwahrscheinlich im Zuge eines längeren Kampfes erlitten. Nicht im Zuge des Kampfes erlitten hatte sie Folgendes: An irgendeinem Punkt war ihr das linke Ohr mit einer scharfen Klinge unbekannter Machart abgetrennt worden.

AUTOR

Foto: Jeff Zinger



RICHARD CHIZMAR ist ein *New York Times*- und *USA Today*-Bestsellerautor. Er ist Co-Autor der Bestsellernovelle *Gwendy's Button Box* (deutsch: *Gwendys Wunschkasten*, mit Stephen King) und Gründer/Verleger des Magazins *Cemetery Dance* und des Verlages *Cemetery Dance Publications*. Er hat mehr als 35 Antho-

logien herausgegeben und seine Arbeiten sind in Dutzenden von Publikationen erschienen, darunter *Ellery Queen's Mystery Magazine* und zahlreiche Ausgaben von *The Year's 25 Finest Crime and Mystery Stories*. Er hat zwei World Fantasy Awards, vier International Horror Guild Awards und den HWA's Board of 'Trustees' Award gewonnen.

Chizmar hat in Zusammenarbeit mit Johnathon Schaech außerdem Drehbücher für Film und Fernsehen für United Artists, Sony Screen Gems, Lionsgate, Showtime, NBC und andere Gesellschaften verfasst.

Chizmars Werke sind in viele Sprachen übersetzt worden, und er ist auf zahlreichen Tagungen und Kongressen als Gastredner, Diskussions Teilnehmer und Ehrengast aufgetreten.

*Bitte besucht die Internetseite des Autors:
Richardchizmar.com*

ILLUSTRATOR



VINCENT SAMMY ist ein freiberuflicher Illustrator, der sich auf die Genres Horror und Science Fiction spezialisiert hat. Seine Arbeiten kombinieren traditionelle Malerei und digitale Medien.

Er hat Illustrationen für Verlage wie New Con Press, SST Publications, Cemetery Dance, Jurassic London, Rosarium Publishers und Thunderstorm Books erstellt. Darüber hinaus sind seine Kunstwerke auch in verschiedenen Publikationen wie Interzone, Black Static, Parsec und Apex Magazine erschienen.

Er wurde 2012 und 2013 für den *Artist of the Year-Award* der *This Is Horror-Awards* nominiert und stand 2015 auf der Shortlist für einen *BSFA-Award*.

Einige seiner Werke sind in Filmen wie *Chronicle*, *Tigerhouse* und Stephen Kings *The Dark Tower* zu sehen.

Er wohnt mit seiner Frau und seiner Tochter in Kapstadt, Südafrika.

*Mehr von seinen Arbeiten findet ihr auf:
karbonkay.wordpress.com*